

Uwe Krause

The title 'ISEA' is rendered in a large, bold, 3D blue font with a metallic sheen. It is centered on the page. Above the title is a horizontal blue bar, and below it is another horizontal blue bar. The background is a dark, textured surface that looks like rough stone or bark.

Phantastik-Genre-Mix

I.S.E.A. Der Beginn

Der Palastbereich erhob sich wie eine Insel inmitten der Stadt, als ob das endlose Meer von Gebäuden, Kirchen, Kathedralen, Villen und kleineren Palästen nur dazu dienen sollte, den Besucher auf diese in die Höhe strebende Masse aus Stein vorzubereiten. Obwohl die vergoldeten Kuppeln der Hauptkirchen den Palastbereich umgaben und obwohl diese Gotteshäuser schon Ausmaße hatten, die den einzelnen Menschen förmlich zerschmetterten, ihn mit ihrer Größe zertreten, als wäre er eine Ameise, boten sie keine Konkurrenz zu den Bauwerken, Kirchen und Kuppeln des Herrscher-sitzes.

Um den Palastbereich lagen einige große Plätze, die in dem erstickenden Gedränge der Hauptstadt erholsam wie tiefe Atemzüge wirkten. Ursprünglich waren sie Appellplätze oder die Orte, an denen der Imperator seine Triumphe feierte. In der Praxis hatten die geschäftstüchtigen Bewohner der Metropole auch diese Plätze in Beschlag genommen, sodass Decus Marnion sich seinen Weg durch ein Labyrinth von Marktständen, improvisierten Garküchen, Verkaufsbuden und mobilen Werkstätten suchen musste. Seine Laune wurde dadurch nicht verbessert. Seit er durch das westliche Stadttor – durch eines der fünf oder sechs westlichen Stadttore – geritten war, hatte er das Gefühl, von allen Seiten von Lärm, Geschrei, Gerüchen, Eindrücken und Farben attackiert zu werden, als wollte sich eine feindliche Armee auf ihn stürzen. Er war einer der Hauptstraßen gefolgt, die wie die Speichen eines Rades auf den Kaiserpalast zuliefen. Das wäre der einfachste Weg gewesen, aber vor einer der großen Kirchen

hatte sich eine Menschenmenge versammelt und ein übernervöser Soldat der Stadtwache hatte Decus Marnion dringend angeraten, sich nicht weiter zu nähern und einen Umweg zu nehmen.

Nun war Tausendschaftler Decus Marnion nicht der Typ, der sich von seinem geraden Weg abbringen ließ. Als Soldat des Kaisers hätte er nicht die Position eines Tausendschaftlers erreicht, wenn er nicht Selbstbewusstsein in Kombination mit Mut und einer gewissen Sturheit besessen hätte. Aber Marnion besaß darüber hinaus auch die Überlebensfähigkeit des altgedienten Soldaten. Eine Eigenschaft, die anderen Menschen als Intelligenz oder Klugheit zugerechnet worden wäre. Decus Marnion selbst hielt sich weder für besonders helle noch gar für klug – und vielleicht war es gerade diese Bescheidenheit, die darauf hindeutete, dass er diese Eigenschaften doch besaß. Ein genauer Beobachter war Marnion allemal, daher bemerkte er auch sofort die hasserfüllten Blicke, die ihn aus der Menge heraus trafen. Oder weniger ihn als Person als die Rüstung, die ihn als kaiserlichen Soldaten auswies.

Im Stimmengewirr war es zwar nicht auszumachen, aber Marnion bemerkte den Priester dennoch, der mit einer Hand auf ihn deutete und mit der anderen die Menge weiter anstachelte. Der Soldat der Stadtwache bat Marnion geradezu flehentlich zu verschwinden. Die Stimmung sei aufgeheizt, ganze Stadtviertel in hellem Aufruhr und das Erscheinen eines Anführers der Kaiserlichen würde nur weiter Öl ins Feuer gießen und die Situation noch gefährlicher machen.

Marnion verzichtete auf den Hinweis, dass er in den letzten dreißig Jahren seinen Kopf an allen vier Ecken des Reiches hingehalten hatte, damit dieses lärmende Gesocks, das ihn

offensichtlich als Feind betrachtete, in Ruhe und Frieden leben und streiten konnte. Er kaute kurz auf seiner Unterlippe, dann trieb er sein Pferd zur Seite und winkte seinen Begleitern, ihm zu folgen. Er hätte dies nicht getan – Feigheit in seiner Sichtweise – und wäre mitten durch den Pöbel geritten – zuungunsten der Hauptstädter und ihrer sämtlichen Pfaffen – hätte er nicht einem besonderen Befehl folgen müssen.

Er suchte sich seinen Weg durch das Basarviertel, das zwar *Viertel* genannt wurde, aber in Wahrheit eine Stadt für sich war, in der es wiederum kleinere Städte gab, die von Eisen-, Waffen-, Rüstungs-, Silber-, Gold-, Kupferschmieden oder Webern, Färbern, Gerbern und Schneidern bewohnt wurden. Zögernd ritt Marnion an all den angebotenen und lautstark angepriesenen Herrlichkeiten vorbei, umringt von seinen staunenden Begleitern, die allzu offensichtliche Hinterwäldler waren, um nicht den Geschäftssinn der Händler und Handwerker anzustacheln.

Aber hinter jedem Wunderwerk wartete ein weiteres, das größer war oder vielleicht nur ein wenig anders als der in der Aufregung schon längst wieder vergessene Vorgänger.

Auf dem Weg verlor Decus Marnion alle seine Begleiter. Wie es sich für gute Soldaten gehörte, meldeten sie sich bei ihm ab – vor einem Waffenladen, einem Badehaus oder, das waren die allermeisten, vor einem Gasthaus, das saubere Zimmer samt weiblicher Gesellschaft bot, also in Wahrheit ein besseres Bordell war. Und dies im Schatten einer dieser riesigen Kirchen, von denen es in der Hauptstadt mehr als tausend geben sollte. Decus Marnion überlegte ihm weiterreiten, ob man daraus Rückschlüsse auf die Zahl der Freudenhäuser ziehen könnte. Er selbst war einem Besuch

derartiger Stätten der freudvoll zelebrierten Lasterhaftigkeit keineswegs abgeneigt. Allerdings hatte er, als er sich mit seinen Begleitern für den folgenden Tag, zur Mittagszeit am westlichen Palasttor, verabredete, wenig Hoffnung, dass er dort tatsächlich erscheinen und sich noch ein wenig Entspannung gönnen würde.

Der Imperator hatte Decus Marnion zu sich gerufen. Und obwohl Marnion inzwischen sieben oder acht Kaisern gedient hatte – vielleicht waren es auch zwölf oder mehr gewesen, denn in der Zeit der Thronwirren gab es oft mehrere Imperatoren oder Anwärter gleichzeitig – hatte er ein gesundes Misstrauen gegenüber dem höchsten Anführer des Reiches. Am liebsten war es dem Tausendschaftler, wenn er den Kaiser als entfernte, in Purpur und Gold gekleidete Gestalt auf einem Podest am Rand eines Paradefeldes zu sehen bekam. Möglichst mit der eigenen Tausendschaft hinter sich, die einen guten Schutz vor eventuellen Intrigen bot. Persönlich wollte Decus Marnion nichts mit den Imperatoren zu tun haben. Er konnte sehr genau zwischen dem Symbol in Menschengestalt und dem wirklichen Menschen unterscheiden. Symbole waren notwendig für den Erhalt des Imperiums. Menschen waren fehlbar, fehlgeleitet und zu oft schlichte Fehlbesetzungen auf dem Thron.

Und dieser Kaiser, der ihn zu sich befahl, war umhüllt von Gerüchten, Verdächtigungen und Unterstellungen, die ihn wie ein schwarzer Nebel verbargen. Einige dieser Geschichten waren derart makaber und bizarr, dass sie einen Kern von Wahrheit enthalten mussten, denn so etwas entstand nicht in Hafenkneipen, sondern entsprang dem engsten Kreis des Hofes.

Als Decus Marnion sein Ross vor dem hohen Eingangstor

zügelte, überkam ihn eine trübe, gedrückte Stimmung, wie das Vorzeichen einer Krankheit. Diese Stimmung bot einen seltsamen Gegensatz zu der Pracht, die der Palastbereich auch an seiner Außenseite dem Betrachter darbot, mit marmorverkleideten Säulen, einem Wald von Statuen und einer Architektur, die sich mit der Schamlosigkeit einer überschminkten Hure bemühte, den Besucher zu beeindrucken. Solche trüben Stimmungen waren für Decus Marnion ungewohnt. Er ging die Aufgaben jedes Tages mit der Nüchternheit eines völlig desillusionierten Realisten an. Jeder Tag hatte seine Mühe und Plage, es galt, am Ende des Tages die Rechnung ausgeglichen zu haben oder mit einem leichten Plus abzuschließen, das man ins Morgen mitziehen konnte. Am Abend sollte man immer noch dieselben Freunde und einige Feinde weniger haben. Mehr war weder nötig noch wünschenswert. In dieser Einstellung zeigte sich der Bauernsohn wie der Soldat, der seit Jahrzehnten in den Reihen der imperialen Kampftruppe überlebt hatte. Decus Marnion neigte ebenfalls nicht zu Spinnereien oder Aberglauben. Jede schwarze Katze, die ihm aus welcher Richtung auch immer über den Weg lief, wurde mit einem herzhaften Tritt in die Landschaft befördert, sofern das Viech nicht schnell genug weg war. Was in den meisten Fällen eintrat, denn Decus Marnion gehörte weder zu den Plänklern – für die eine gewisse Geschmeidigkeit und Schnelligkeit lebensnotwendig war – noch zu der Kavallerie, die eher auf das Gewicht der Gäule als auf das des Reiters vertraute. Nein, Decus Marnion hatte seinen Aufstieg in der kaiserlichen Armee in den Reihen der Fußtruppen erkämpft, er war der typische Linienkämpfer und damit eher stabil als flink und eher standfest als schnell. Und daher auch mit einem wirklichkeitsnahen Blick für seine

Überlebenschancen begabt. Welcher ihm in diesem Fall sagte, dass das Erreichen des nächsten Tages nicht unbedingt selbstverständlich war. Als er unter dem hohen Tor anhielt und sich von seinem letzten Begleiter, dem stets knurrigen Tantor Mamudy, verabschiedet hatte, erwartete Decus Marnion nicht mehr viel vom Leben. Immerhin – als er seinen Passierschein mit dem Befehl des Kaisers vorzeigte, schnappte sich die Palastwache ein umfangreiches Buch und fuhr mit dem Finger die Zeilen entlang. Decus Marnion überlegte unterdessen, ob er sich einer etwaigen Verhaftung widersetzen sollte. Eine komplizierte Frage, denn er hatte eine persönliche Ehre, die ein eindeutiges Ja rief und eine Standesehre, die ihn zur Zurückhaltung mahnte, schließlich war er immer noch ein Soldat des Kaisers, selbst wenn der ihn in Ketten legen ließ. Zwar hatte Decus Marnion keinerlei Idee, was ein Anlass für solche Aktionen sein könnte. Was aber nichts bedeutete, denn Kaiser als solche waren immer sehr kreativ, sobald es darum ging, missliebige Personen aus der Öffentlichkeit verschwinden zu lassen. Nun war Decus Marnion zwar alles andere als eine bekannte Person, aber durch seinen Rang als Tausendschaftler stand er immer unter Beobachtung.

Wäre er lediglich ein Hundertschaftler oder ein Zehntführer gewesen, hätte ihn der suchende Blick der höchsten Person kaum getroffen. Hundert Mann waren für die Herrschaft eines Kaisers keine Gefahr, aber tausend reichten, um eine Dynastie zu stürzen. Oder eine auf den Thron zu heben, was der regierende Imperator in eigener Person demonstriert hatte. *Noch eine Seltsamkeit*, dachte Decus Marnion, denn nach diesem Rang hatte er sich nie gedrängt. Als er in die Armee eintrat, war der Gedanke, Zehntführer zu werden schon allzu

naive Zukunftsmusik.

Der Mann der Palastwache hatte augenscheinlich den Eintrag gefunden. Er verglich noch einmal den Passierschein mit dem Eintrag und gab, in nunmehr merklich strammerer Haltung, die Rolle mit dem kaiserlichen Gestellungsbefehl zurück. Er bat Decus Marnion zu warten. Man werde ihn abholen und sich um sein Pferd kümmern. Decus Marnion nickte und verfiel in eine Art plötzlichen Winterschlaf, in eine Starre, die er auch in den Stunden vor Beginn einer Schlacht als sein persönliches, inneres Refugium nutzte. Seine Männer bewunderten ihn wegen dieser unerschütterlichen Ruhe, die sie für das Zeichen eines bewundernswert starken Charakters hielten. Tatsächlich konnte Decus Marnion mit offenen Augen schlafen oder dösen und wenn nicht dies, dann ließ er reglos die letzten Stunden an sich vorbeiziehen und versuchte sich zu erinnern und zu verstehen, was überhaupt geschehen war.

Geschehen war in der letzten Stunde die Hauptstadt. Zu viel von allem. Zu viele Menschen, die sich aneinander vorbei drängten und mit ihrer Vielzahl selbst die breiteste Straße in den Zustand einer übervölkerten Gasse versetzten. Zu viele Stimmen in zu vielen Sprachen, jede fest entschlossen, lauter zu sein als die anderen, was zu einem Wettbewerb und im Ergebnis zu einem ständigen Gebrüll führte, das die Ohren verstopfte. Und falls es doch ein Stückchen Luft gab, das noch nicht unter dem Ansturm der Stimmen vibrierte, dann nutzten die Tiere diesen Raum, um ihn mit ihrem Wiehern, Brüllen, Gurren oder Schnauben zu füllen. Zu viele Fuhrwerke – langsam und breit, von acht oder zehn Ochsen gezogen, mit himmelhoch aufragender Fracht, die nur darauf wartete, umzustürzen und in der Umgebung Verwüstung

anzurichten. Meist bewegten sich diese Fuhrwerke in einem Konvoi, umschwirrt von Fuhrknechten, die für freie Fahrt sorgen sollten, sich aber meist nur mit anderen Fuhrknechten, die denselben Auftrag für einen anderen Konvoi hatten, stritten. Vorfahrtsrecht wurde, so die Beobachtung von Decus Marnion, unter Einsatz von Fäusten festgelegt. Pferdewagen rivalisierten mit den Ochsenkarren um jedes Stückchen Straße, es gab mehrspännige Frachtfuhrwerke, hausartige Kutschen, aus deren Fenstern ganze Familie zu schauen schienen, bis hin zu Einspännern, die sich blitzschnell in jede Lücke drängten, rücksichtslos vorwärts preschten und hinter sich wütende Flüche aufwirbelten wie Straßenstaub. Maultierkarawanen, endlose Züge schwer beladener Esel trotteten durch dieses Chaos und ließen sich nicht einmal von galoppierenden Reitern irritieren. Über den Köpfen der Menge balancierten die Sänften – manche geschlossen, sodass man kaum mehr als eine Hand, die einen Vorhang zur Seite zog, sehen und ein Gesicht ahnen konnte. Andere bestanden nur aus einem bequemen Stuhl auf einem Podest, auf dem sich, geschützt durch einen großen Sonnenschirm, Damen in ausgesuchter Kleidung rekelten, oft von makelloser Schönheit, auf jeden Fall bestens zurechtgemacht und anschauenswert und scheinbar gänzlich unbeeindruckt von dem Menschengewühl, durch das sie sich tragen ließen. Für Decus Marnion war nie klar, ob es sich bei diesen exquisiten Wesen um Hofdamen, Fürstinnen, berühmte Sängerinnen, Tänzerinnen, Schauspielerinnen oder Dichterinnen, Philosophinnen irgendwelcher Adelsakademien, Gattinnen von Kaufleuten, Politikern oder Staatsbeamten oder schlicht um Huren auf Kundenbesuch handelte. Obwohl, so weit war er mit den Gepflogenheiten

der Hauptstadt vertraut, diese Sorte Liebedienerinnen als Kurtisanen bezeichnet wurden. Und meist kam die Zeit, in der sie sich ihren gesamten künftigen Liebeslohn in Form einer Eheschließung mit einem Edelmann auszahlen ließen oder aber ihre eigene Schatulle plünderten, um sich in ein finanziell darbendes Fürstenhaus per Heirat einzukaufen.

Immer wieder kreuzten Prozessionen die Hauptstraßen, und in diesen Fällen stockte der Verkehr, erstarb der Lärm, sodass der Gesang der Frommen deutlich zu hören war. Geführt von einem Priester bewegte sich der Zug langsam vorwärts, umwabert von blauen Weihrauchwolken aus zahlreichen Silbergefäßen, die von Helfern geschwenkt wurden. Über den Köpfen schwankten Heiligenstatuen oder wurden an Stangen Ikonen präsentiert. In diesen Momenten scheint die Hauptstadt innezuhalten, kann sie ihr rasendes Tempo drosseln und sich für kurze Zeit – vermutlich über sich selbst erstaunt – ihrer selbst bewusst werden. Dann verschwindet der letzte betende Gläubige von der Fahrbahn, und wie die Gespanne im Zirkus, jagen die Fuhrwerke und Kutschen wieder los, scheinbar noch hektischer und rücksichtsloser, als müssten sie das eben aufgerissene Zeitloch wieder stopfen.

Ein oder zwei Mal war Decus Marnion Bußprozessionen begegnet, einem unheimlichen Lindwurm halb nackter Menschen, die sich mit der Geißel die Rücken blutig schlugen, ihre Gebete mit Schmerzensschreien mischten und ihre frommen Lieder mehr heulten als sangen. Seltsamerweise wirkten diese Geißlerzüge in der imperialen Hauptstadt weniger irritierend als die gelassen gleitenden Prozessionen, denn jede Form von Lautstärke, Wahn und Exaltiertheit und sei sie von der Art, sich selbst kreischend die Haut vom Rücken zu peitschen, passte perfekt in das

Lebensmuster dieser Metropole.

Ebenso wie die immer wieder auftauchenden Rinderherden, die ihrem blutigen Ende in irgendeinem Schlachthof zustrebten, die Massen von Schweinen und Schafen, die von schreienden Hirten dem Fleischermesser zugetrieben wurden und deren Blöken und Grunzen, deren Gestank, deren Exkreme ein weiterer Bestandteil jenes Dunstes war, der in den Straßen wogte und über den Dächern schwebte.

Es war, so schien es zumindest Decus Marnion, mehr als die Mischung aus aufgewirbeltem Straßenstaub, Kaminrauch, dem Wrasen Zehntausender Garküchen, den Ausdünstungen zahlloser Menschen und Tiere. Es war dies viel mehr – eine Aura, eine Hülle, in der sich der wahre Charakter der Metropole enthüllte, ihre unfassbare Gier, die sie zu einem Sog werden ließ, der alles in sich hinein saugte, das Fleisch von Tieren, Soldaten, Schauspielern, Huren, um sich daran zu nähren, zu einem wirbelnden Strudel, der Ideen, Gedanken, Hoffnungen, Fähigkeiten, Talente einschlürfte wie ein fettbäuchiger Genießer, um sie zu zerstören, zu zermahlen, zu einem Puder zu verfeinern, das sich über die ganze Stadt legte und den Geschlagenen und Besiegten, den verlorenen Träumern und großmäuligen Versagern an jedem neuen Morgen den Willen eingab, aufzustehen und ihren Weg weiterzugehen, weil die Stadt es wollte, weil es möglich war, weil am Ende dieses Tages der Erfolg wartete. Warten könnte.

Jetzt, unter dem hohen Bogen des Eingangstores, wurde Decus Marnion wieder einmal klar, dass er für Städte nicht geschaffen war. Genauso wenig wie für eine Familie.

Obwohl er es ernsthaft versucht hatte und das Scheitern nicht seine Schuld war. Er hatte eine Frau gehabt. Auch Kinder.

Aber eines Tages, nach einem langdauernden Feldzug im Norden, der ihn für mehrere Jahre von daheim getrennt hatte, war er zurückgekehrt und hatte seine Frau mit einem Säugling an der Brust und einem bisher unbekanntem Sohn am Rockzipfel gefunden. Decus Marnion war kein Experte in Frauensachen, er war noch nicht einmal ein guter Rechner, aber in diesem Fall reichte ein Abgleich zwischen seiner Abwesenheit und gewissen biologischen Gegebenheiten, um ihn mit der Wirklichkeit vertraut zu machen. Seine Frau starrte ihn an, als würde sie sein Überleben oder seine Rückkehr als persönliche Beleidigung ansehen. Für die Kinder war er ein Fremder, der ihr bisheriges Leben bedrohte. Als dann noch ein Kerl auftauchte, wesentlich jünger als Decus Marnion und auch wesentlich hübscher – was keine große Aufgabe darstellte – war die Angelegenheit geklärt. Decus Marnion warf seiner nunmehr ehemaligen Frau einige Goldmünzen aus seinem Beutel zu – tatsächlich bedachte er das untreue Miststück mit seinem gesamten Sold einschließlich Beuteanteilen und Zusatzzahlungen – verzichtete darauf, den jungen Hübschling zu erwürgen – eher aus Faulheit – drehte sein Pferd auf der Hinterhand und preschte los, um seinen Aufstieg zu beginnen. Vorher hatte er noch die Scheidung durchgesetzt. Wegen erwiesener Untreue. Der Priester hatte gesegnet, zugestimmt, aber auch gemeint, dass Decus Marnions Vorgehen von Seelenadel zeuge, was dieser für unwahrscheinlich hielt, weil er derartige Gesinnung nicht in einer Seele wie der seinen zu finden erhoffte.

Später hatte er kurze Phasen der Wehmut, wenn er an seine ehemalige Frau und die Kinder dachte. Das geschah meist nur im Winterlager, wenn unter nördlichem Schneehimmel ausreichend Zeit für gedrückte Gefühlslagen blieb. Meist ließ

der Dienst es dennoch nicht zu, und wenn Decus Marnion sah, wie sich im Tross der Armee die Ehefrauen an die Fersen ihrer Männer hefteten, die Kinder auf den Ochsenwagen festgebunden, dann entschwand jede Empfindung eines verlorenen Glücks. Zumal diese Ehefrauen meistens höchst unansehnlich, fast immer nörglerisch und von kratzigem Charakter und sehr oft bereit waren, die für Männer interessanten Körperregionen zahlenden Interessenten zwecks ordnungsgemäßer Benutzung kurzzeitig zur Verfügung zu stellen. Insofern hatte Decus Marnion in den vergangenen Jahren Ehefrauen dutzendweise gehabt. Nur eben keine eigene.

Das innere Tor öffnete sich knarrend und die Begleitung des Besuchers erschien. Der Tausendschaftler nahm die Hand vom Schwert. Weder der junge Höfling noch der junge Pferdeknecht sahen so aus, als wollten sie einen Felsbrocken von Mann wie ihn festnehmen. Der Pferdeknecht nahm den Zügel und führte das Pferd in den ersten Hof. Dort stieg Decus Marnion aus dem Sattel – mit unterdrücktem Stöhnen, denn solche Aktionen fielen ihm weniger leicht als noch vor wenigen Jahren. Er stellte sicher, dass sein Pferd gut versorgt war, bemerkte bei der Gelegenheit, dass die Vierbeiner im kaiserlichen Marstall der Hauptstadt in höherem Komfort lebten als die meisten Offiziere in ihren Außenposten und überließ sich nun der Führung des Höflings.

Im Grunde konnte Decus Marnion Männer wie diesen auf den Tod nicht ausstehen. Was heißt Männer! Darum ging es doch gerade! Dieser junge Schönling mit seinen schulterlangen schwarzen Locken, die dank Duftöl und kundigen Friseurfingern das Licht widerspiegelten wie poliertes Ebenholz tänzelte allzu gekonnt auf der Grenze zwischen Hof-

diener und Zofe. Mit seiner schlanken, drahtigen Figur, die in ein enges, bis auf den Boden reichendes Gewand aus wertvollem Stoff gehüllt war, lief er mit deutlichem Hüftschwung. Und wenn er sich Decus Marnion zuwandte – eher selten, er schien den Gast des Kaisers als uninteressante bis unwürdige Person einzuordnen – dann geschah dies mit erhobenen Händen und ausgeprägter Gestik. Decus Marnion hielt das alles für höchst mädchenhaft, musste sich aber auch zugehen, dass er mit Mädchen keinerlei Erfahrungen hatte – von den unvermeidlichen Geschäftskontakten mit Huren abgesehen – und dass er vielleicht einfach nur Neid empfand. Neid, angesichts dieser eleganten schlanken Gestalt, gegen die seine bullige breitschultrige Figur wirkte wie ein schwangerer Kriegselefant im Vergleich zu einem edlen Ross. Sein Schritt dröhnte über den Marmorboden, während sein Führer geräuschlos, als würde er schweben, vorwärts glitt. Wenn er sich dann wieder umwandte, schaute Decus Marnion in ein geschminktes Gesicht – die Augen schwarz umrandet, die Lippen mit künstlichem Rot verziert und die Wangen, die möglicherweise trotz Rasur einen Bartschatten aufweisen mochten, mit Puder überdeckt. Alles sehr attraktiv, aber auch verwirrend, weil nicht eindeutig zuzuordnen. Decus Marnion verabscheute solche Zweideutigkeiten. Das Gesicht erinnerte ihn an jene Landschaften, in denen sich Rebellen verbergen – auf den ersten Blick schön, aber mit Vorsicht zu betreten und von Gefahr und Hinterhalt vergiftet. Er mag Klarheit, deutliche Grenzen, eindeutige Zuordnungen.

Aber, so scheint es, auch der Palast selbst, dieser Gebäudekomplex, durch den Decus Marnion geleitet wird, ist unentschieden. Ist sich selbst unsicher. Denn es gibt einen Wider-

spruch zwischen dem massigen Mauerwerk, den massiven Wänden, schweren Bögen und lastenden Gewölben und ihrer Verzierung mit Gold, Mosaiken, Fresken oder bemaltem Stuck. Je weiter Decus Marnion in das Innere des Bezirks vordringt, in den Kern, das Herz des Imperiums, desto deutlicher spürt er es. Es sind Männer wie er – diese vier-schrötigen, meistens unrasierten und selten charmanten Kerle – die das Mauerwerk des Reiches bilden. Die schönen Höflinge und die elfengleichen Zofen sind dagegen nur die glänzende Oberfläche. Man trägt sie auf die Mauern auf, man poliert sie – und dann ist man ihrer überdrüssig, schlägt sie herunter und gönnt sich eine neue Zier.

Diese Erkenntnis leitet zu einer neuen Antwort auf die Frage, was er hier soll. Sein Überleben scheint Decus Marnion nun wahrscheinlicher als vorher. Allerdings könnte es sein, dass dieser an sich erfreuliche Zustand weniger lange andauert als biologisch möglich, falls der Kaiser einen Auftrag an ihn hat, der nur den breitschultrigen Kerlen zuzumuten ist.

Der Palast ist ein Irrgarten, ein Labyrinth aus Treppen, Fluren, verborgenen Gärten, gewundenen Treppenhäusern und schmalen, steilen Auf- und Abgängen. Unfassbar, dass sich ein Mensch darin auskennt. In dieser Hinsicht muss der knorrige Tausendschaftler seinen Hut vor dem allzu attraktiven Lockenkopf ziehen.

Sein Besuch bei dem Imperator sollte vor den Höflingen verborgen bleiben. Eine andere Schlussfolgerung gab es für Decus Marnion nicht, seit er erkannt hatte, dass er mehr oder weniger über Geheimwege geführt wurde und sich durch eine Schicht des Palastes bewegte, die für andere Besucher und sogar fast alle Bewohner unsichtbar war. Keine Pracht-treppen, auf denen der jämmerlichste Wicht wie ein Halbgott

wirkte, keine schimmernden Säle und von Kerzen erhellten Flure wie Stollen in einem Goldgebirge. Hier war der Palastbereich wie eine gerade aus dem Schlaf erwachte Schöne, ein wenig schlampig vielleicht, kein bisschen herausgeputzt, aber immer noch atemberaubend.

Und diese Wege hatten einen zusätzlichen Reiz. Einmal umrundeten sie eine Kirche auf Höhe der Empore. Aus dem Inneren erklang Gesang, im Vorbeigehen erblickte Decus Marnion durch ein Fenster eine Gruppe Nonnen, die durch einen Vorhang vom Hauptteil der Kirche abgetrennt saß, auf dass kein weltliches Auge sie erblicken konnte. Wesentlich aufregender als die Nonnen fand Decus Marnion allerdings die weiblichen Wesen, deren Anblick er zwei oder drei Innenhöfe weiter erhaschen konnte. Sie waren ähnlich gekleidet wie sein Führer – in lange, anliegende Gewänder – und auch ihre Haartracht ähnelte der seinen. Der Rest war allerdings von unzweifelhafter Weiblichkeit und fest entschlossen, der Umwelt diese Tatsache deutlich zu machen. Die Umwelt, in diesem Fall in Gestalt von Decus Marnion, ließ sich auf diese Aufgabe gerne ein und schwelgte im Anblick tiefer Ausschnitte, in denen sich die üppigen Brüste aneinander schmiegt, genoss die schmalen Taillen und den Schwung der Hüften. Die jungen Frauen probten zum Klang von Flöte und Tamburin einen Tanz, sie wirbelten um die eigene Achse, sprangen, drehten und verneigten sich, waren wunderschön und hätten sicherlich noch weitere herrliche Anblicke geboten, wenn sie nicht durch eine Auswahl grell glänzender Sterne ersetzt worden wären, weil Decus Marnion direkt in eine Säule gerannt war.

Der Höfling war zu mitfühlend, vielleicht auch nur zu klug, um sich über diese Ungeschicklichkeit zu amüsieren und ver-

langsamte nur die Schritte, bis das Stapfen von Decus Marnion die vorherige Festigkeit zurückgewonnen hatte. Die Luft schien nun parfümiert zu sein – vielleicht war kurz vorher ein Grüppchen Hofdamen vorbeigehuscht und leise Musik wurde hörbar. Der Höfling bat Marnion in einen Raum – den *Saal der Landkarte* – und verschwand, um weitere Instruktionen zu holen. Decus Marnion befand sich allein in einem großen Saal, schon dieser Zustand hatte eine gewisse Exklusivität. Im Schein der Kronleuchter entdeckte er, dass der Fußboden von einem Mosaik bedeckt war, das eine Karte des Imperiums zeigte. Oder eine Karte des Kontinents, denn inzwischen war das eine mit dem anderen identisch.

Im Westen, wo der Nachbarkontinent durch einen breiten Meeresstreifen getrennt war, lag tatsächlich auch noch ein ferner Außenposten des Imperiums. Ein mieser kleiner Fleck zwischen Gebirge und Meer, eher eine Festungsstadt, mit der ein früherer Kaiser Piraten beeindrucken wollte und die noch nicht aufgegeben worden war, weil die Bürokraten des Imperiums sie vermutlich schlichtweg vergessen hatten. Das Gebirge zog sich über Tausende Meilen weiter, seine Berge wurden höher und höher und ihre Gipfel reichten bis in die Wolken. Genauere Berichte über diese verfluchte Landschaft gab es nicht. Warum auch? Es reichte, wenn bekannt war, dass auf weit entfernten Hochebenen wilde Stämme mit ihren zotteligen, missmutig-tückischen Rindern lebten und dass die Luft in diesen Bergen giftig war und die Menschen schwach, krank oder verrückt machen konnte.

Vorsichtig betrat Decus Marnion dieses Kunstwerk, auf dem auch die meisten Stationen seines Lebens verzeichnet waren. In der Mitte die bewaldete Berglandschaft, in der er geboren war. Dann der Norden bis zum Graumeer, dem Land der

Norgents oder Normenn, gegen die er ein Jahrzehnt lang gekämpft hatte und an deren Seite er ein weiteres Lebensjahrzehnt gegen Aufständische, aber vor allem die nördlichen Wildvölker, gestanden hatte. Zog man von der Küste der Norgents aus einen Strich nach Norden, fand man im Graumeer nur noch einige nebelverhüllte Inseln und noch weiter nördlich die Eisländer, über deren Bewohner nichts bekannt war, falls es überhaupt eine solche Bewohnerschaft gab. Die Nebelinseln waren jedenfalls zuverlässige Lieferanten raublustiger Scharen, die sich durch Brutalität, Blutdurst, Kampfkraft und Raubgier auszeichneten und damit selbst die Norgents und die Normenn in Furcht versetzten. Was wiederum eine Leistung war, konnten sich diese nördlichen Völker doch selbst eines Höchstmaßes solcher Eigenschaften rühmen.

Decus Marnion hatte zugesehen und mitgewirkt, wie die kaiserlichen Truppen wieder und wieder die Angreifer zurückschlugen, umzingelten und bis auf den letzten Mann niedermachten, während deren Boote am Strand in Flammen aufgingen. Oder zumindest einige, denn so raubgierig und kampfeslustig die Norgents und Normenn waren, so sparsam waren sie auch. Daher war es viel zu schade, solche wunderschönen Boote zu zerstören. Man nahm sie selbst in Besitz, lernte sie selber und verbessert zu bauen oder nutzte ihr Holz wenigstens für den Hausbau.

In den ersten Jahren, als die imperialen Truppen immer wieder überrascht, überfallen und niedergemacht worden waren, war der Norden eine Hölle gewesen. Dann hatten sich die Kaiserlichen auf ihren Gegner eingestellt und ihn in allen Schlachten besiegt, bis zu dem Sommer, an dem kein schnelles Ruderboot voller Krieger gesichtet worden war,

ebenso wenig wie im folgenden und den Sommern darauf eines auftauchte.

Was auf den Strand lief, waren dickbäuchige Frachtschiffe, aus denen dieselben Kerle kletterten, die vor einiger Zeit noch mit ihren klobigen Streitäxten gefuchelt hatten. Nun fuchtelten sie mit ihrer Handelsware – zuerst mit Bündeln langer blonder oder rötlicher Haare, aus denen Perücken gefertigt wurden, dann mit Schafswolle, Filz, Bernstein und anderen Schmucksteinen, schließlich kamen Frachter voller Fässer mit eingelegtem Fisch, würzigem Käse und Brocken erzhaltiger Steine. Aus dem Reich tauchten jene Kaufleute auf, die sich bisher nie in diese Regionen gewagt hatten, eröffneten Handelsplätze und feilschten mit den Inselmenschen um Waren, Preise und Tauschwerte. Marnion beobachtete sie, sah das gierige Glitzern in aller Augen, während sie gestenreich miteinander schacherten, und merkte, dass auch hier die Beutelust regierte. In einer freundlicheren Ausgestaltung vielleicht, aber noch immer war es Gier und Abenteuerlust, die die Nordmänner bewog, das schiffsfressende Graumeer zu queren und die ebenso die feisten Kaufleute anstachelte, ihre bequemen Kontore in den Metropolen zu verlassen, um ihre Frachtwagen am Strand mit Waren zu beladen. Die Menschen blieben immer gleich, so dachte Decus Marnion, sie brauchten den Halt von Sitte und Gesetz, um davor bewahrt zu werden, zurück in den Zustand keulenschwingender Wilder zu verfallen.

In dieser Zeit konnte er sich solche, für einen bekennenden Nicht-Denker eher ungewohnten Gedankengänge erlauben, denn es herrschte Ruhe und die Naseweise in den Dörfern marschierten im Spiel mit, wenn eine Truppe durchkam, statt sich in die Wälder zu flüchten.

Also ließ Decus Marnion seine Truppe exerzieren, es wurden Straßen gebaut, Brücken geschlagen, Brunnen gegraben, Entwässerungsgräben angelegt und sich ansonsten über das gute Leben gefreut. Viele der ausscheidenden Soldaten hatten sich einheimische Frauen genommen und waren, umringt von einer Schar flachsblonder Rotzbacken, dort selbst heimisch geworden. Der Kaiser machte ihnen die Entscheidung durch Landschenkungen und Steuerbefreiung leichter, sodass das Reich an dieser Küste im Schutz von kampferprobten Wehrbauern und ebenso kampferprobten wie kampfwilligen Eingeborenen seinen Frieden hatte.

Ein Friede, der an anderer Stelle noch fern war. Und so marschierte Decus Marnion, inzwischen als Hundertschaftler quer durch das Imperium, um im Süden, im Westen und Osten die Brände von Aufständen, feindlichen Invasionen und Raubzügen zu bekämpfen. Ein Leben auf den Reichsstraßen, in Lagern und auf Schlachtfeldern, ein gutes Leben mithin. Decus Marnion wollte mit niemandem tauschen, auch wenn er inzwischen jeden Knochen im Leib spürte und ihn seine Sammlung an Narben zu einem Wetterpropheten werden ließ. Im Süden ist die Große Leere, die angeblich einen Übergang nach Asica bietet, im Südosten warten regenfeuchte Urwälder, krokodilverseuchte Flüsse und Mückenschwärme auf Besucher. Der Südwesten wird vom Faijum eingenommen, dem Flussdelta, das sich auf den letzten vierhundert Meilen in eine Unzahl von Armen, Kanälen und Seen auffächert und auf der Karte ein wenig wie eine von zahlreichen Inseln durchsetzte Lagune des Südmeeres wirkt. Die Kornkammer des Reiches ebenso wie dessen Gemüsegarten und bekannt für seine ebenso selbstbewusste wie temperamentvolle Bevölkerung. Decus Marnion kann davon

ein Lied singen, die Hure war wunderschön, ein winziges, zartes Wesen mit zirpender Stimme, die selbst dann noch wie Gesang klang, als sie ihm ein Messer in den Wanst rammte. Aus Eifersucht, man stelle sich das mal vor, weil er auch zwei oder drei – vielleicht waren es ja auch zehn bis zwölf – andere Nutten besucht hatte, obwohl die Messerschwingerin ein Exklusivrecht auf seine Besuche zu haben glaubte. Nun ja, es war nur ein kurzes Messer gewesen, seine Schwarte beträchtlich dicker und die nachfolgende Versöhnung legendär. Vielleicht war Decus Marnion niemals näher an einer zweiten Ehe gewesen als zu dem Zeitpunkt, an dem er blutend im Lazarett lag. Ein neuer Marschbefehl hatte ihn vor dem Fehler seines Lebens oder vor der Chance seines Lebens bewahrt. Irgendein Provinzfürst hatte einen Aufstand versucht. Was an sich schon eine schlechte Idee war, noch schlechter im Angesicht eines liebesmäßig angefressenen Decus Marnion, der sich vier Mauerkronen an die Rüstung heften durfte, weil er als Erster über die Zinnen geklettert war und der auch der letzte Mensch war, den der Provinzfürst in seinem Leben zu sehen bekam, als Marnion das Schwert hob, den folgenden Hieb seiner verlorenen süßen Fajjumi-Hure widmete und den Adelschädel bis zum Rückgrat spaltete.

Mitten in das versonnen-wehmütige Erinnerungslächeln des alten Soldaten betrat der Höfling den Saal.

»Seine kaiserliche Hoheit bittet Sie, mir zu folgen. Es wird noch eine Weile dauern, aber Sie können es sich bequem machen.«

Erneut führte ihr Weg durch eine verborgene Schicht des Palastes. Sie drängten sich durch eine Tür, die hinter großen Säulen verborgen war und unkundigen Augen niemals aufgefallen wäre, folgten dann einem engen Gang, der nur durch

wenige Funzeln erleuchtet war. Durch die Wand waren Musik, Stimmengewirr und die Geräusche tanzender Schritte zu hören. Decus Marnions Hand, die sich inzwischen in dieser Hinsicht einer gewissen Erfahrung erfreute, strich über die Wand und registrierte die winzigen Spalten, die Geheimtüren signalisierten.

Der Gang endete in einem kleinen Kabinett, in dem zwei Sessel und ein Tisch mit Wein, Konfekt und Kuchen die einzige Einrichtung darstellten. Eine Handbewegung forderte Marnion auf, Platz zu nehmen, dann schlüpfte der Höfling lautlos durch die Tür.

Sofort sprang Decus Marnion wieder auf und suchte die Wände nach Gucklöchern oder Lauschgelegenheiten ab. Er fand nichts, dennoch überkam ihn das inzwischen schon bekannte Gefühl des Unwohlseins. Die Luft in dem fensterlosen Raum war verbraucht und zugleich angereichert mit undeutlichen, ebenso lockenden wie gefährlichen Düften. Es herrschte vollkommene Stille, die ebenfalls künstlich und bedrohlich wirkte.

Geschlossene Räume waren nichts für einen alten Kämpen wie Decus Marnion, der ungezählte Nächte unter freiem Himmel oder in einem schwankenden Zelt verbracht hatte. Vor allem nicht solche Räume wie dieser, der ihn wie eine Muschel umschloss und nichts als ein goldenes Gefängnis zu sein schien.

Misstrauisch schnüffelte Decus Marnion an dem hübsch arrangierten Konfekt. Kandierte Früchte, irgendwas mit Kakao. Er mochte diesen ganzen Süßkram nicht besonders. Der Kuchen war auch nicht besser und der Wein schien ebenfalls ein kaum noch flüssiges Zuckerwasser zu sein. Viel lieber hätte er ein ehrliches dunkles Bier gehabt, dazu ein

Stück Rinderbraten mit Kraut und schwarzem Brot. Genau deswegen war Decus Marnion in die Armee des Kaisers eingetreten. Weil dessen Soldaten vielleicht nicht lange lebten, aber in dieser Zeit wenigstens immer einen vollen Bauch gehabt hatten. Und das war der einzige Luxus, den sich ein Bengel aus einer schäbigen Kate auf einem winzigen Stück Ackerland überhaupt vorstellen konnte. Kein Wunder, wenn man sich mit einem Dutzend Brüder und Schwestern – die genaue Zahl hatte Decus Marnion nie gewusst – um das wenige Brot prügeln muss. Und wenn man einer der Jüngsten ist, außerdem noch mit einem zu guten Herzen geschlagen, sodass man die Beute immer mit den Schwächeren teilt, ist das nagende Hungergefühl irgendwann verhasste Gewohnheit. Da er trotzdem zwar nicht in die Höhe schoss, aber eine enorme Schulterbreite entwickelte und die harte Arbeit ihn geformt hatte, machte sich Decus Marnion mit geschätzten 14 Jahren auf den Weg in die nächste Stadt, behauptete, er sei 18, wurde aufgenommen, machte drei Tage nichts anderes, als sich an Haferbrei und Kleiebrot satt zu essen und begann dann die Rekrutenzeit, indem er seinen Ausbilder mit dem Holzschwert windelweich prügelte und dafür von diesem das erste Lob bekam.

Er sollte die Finger von dem Wein lassen, schon um einen klaren Kopf zu bewahren. Vergiftet wird der Trank nicht sein, dachte sich Decus Marnion und vielleicht wäre es sogar unhöflich, einen Schluck zu verweigern. Außerdem muss es ein Vergnügen sein, das schwere Bleiglas zwischen den Fingern zu halten. Laut schmatzend probierte er und stellte fest, dass der Wein wie erwartet sehr süß, aber dennoch schmackhaft war. *Noch so eine Erkenntnis*, fuhr es ihm durch den Kopf. Der Palast liebt es süß – Konfekt, Gebäck, weich-

gesichtige Jünglinge und süßer Wein – während das Volk oder wohl eher die Völker sich an herzhaften Dingen laben, an saurem Wein, Bier, Braten, grobem Brot und Kraut, weil genau das der Stoff ist, der einen für den nächsten Tag kräftigt. Sofern einen das Schicksal nicht dazu bestimmt hat, ein Konfekt-fressender Höfling zu sein, dessen Tagwerk aus Buckeln und Intrigieren besteht.

Möglicherweise ist es der Einfluss des Höflingsweins, der Decus Marnion dazu verführt, sich in einem der Sessel zu flegeln. Inzwischen wird es schon Nacht geworden sein. Dass er diese Veränderung des Lichtes nicht mitbekommen hat, gefällt einem alten Soldaten wie Decus Marnion nicht. Selbst jetzt, wo der Wein erste Wirkung tut und leichte Trunkenheit wie das Flüstern einer Verschwörung durch seine Adern klingt, sagt ihm sein Soldateninstinkt, dass er sich vor der Dunkelheit vorsehen muss. Aus der Nacht kommt der Feind und in Gelassen wie diesen ist immer Nacht, man merkt es nur nicht, weil Kerzenschein die Schwärze verdecken muss.

Die Karaffe ist fast leer, als sich lautlos eine Tür öffnet und eine Gestalt ebenso lautlos in den Raum schlüpft. Decus Marnion ist sofort wieder nüchtern – fast nüchtern – und erkennt im nächsten Moment, dass er, zusammen mit seinem Schwert, mit dem er umzugehen weiß, dem Imperator gegenübersteht. Es gibt keine weitere Person, keine Leibwache.

Marnion legte eine Hand an den Schwertgriff, stützte sich auf eine Lehne und ließ sich schnaufend zum Gruß auf ein Knie nieder. Der Kaiser trat näher an ihn heran, seine verzierten Gewänder rauschten leise. Die Kreuze, heiligen Symbole und Reliquienkästchen, mit denen er behängt war, klimperten. Er legte Marnion die Hand auf die Schulter. »Steh auf!«

Der Soldat wuchtete sich schnaufend hoch, hinein in den forschenden Blick des Kaisers, mattgraue Augen unter miss-
trauisch herabgezogenen Brauen. Ein Gesicht mit deutlichen
Spuren der Jahre, die aber wie aufgebrauchte Verzierungen auf
einer alterslosen Unterlage wirken.

»Du erkennst mich wirklich nicht.« Zugleich Frage wie Fest-
stellung und darin enthalten auch eine Bitte.

Decus Marnion hob den Blick, eher unwillig. Die gesenkten
Augen waren für ihn kein Zeichen der Demut, sondern ein
Schutz vor diesem Vertreter einer abgehobenen Sphäre, die
ihm zuwider war.

»Aristes Nikephor«, kam es dann erstaunt aus seinem Mund.
Der Kaiser nickte bestätigend mit dem Kopf, ein erfreutes
Lächeln auf den Lippen.

»Also doch«, stellte er mit Befriedigung fest. »Ein wenig von
mir ist im Ornat also doch noch geblieben.« Eine knappe
Handbewegung, die beiden so ungleichen Männer, die einst
Kameraden waren, nahmen Platz. In diesem Moment ver-
fluchte Decus Marnion seine bäurische Arroganz, mit der er
angewidert auf jede Nachricht aus dem Bereich der Politik
reagierte, als hätte man ihm einen Kuhfladen unter die Nase
gehalten.

Sicherlich, es hatte einen Thronwechsel unter unklaren Um-
ständen gegeben. Der alte Kaiser gestorben, die Witwe von
einem General geehelicht, der sich zum Kaiser aufschwang,
sich bald als grausamer Despot entpuppte, gegen aufmüpfige
Provinzstatthalter Niederlagen einsteckte. Starb, wobei dies
keinesfalls natürliche Ursachen hatte. Der nächste Kaiser war
erneut ein General und erneut war es die Hochzeit mit der
Kaiserwitwe, die ihm die Rechtfertigung für den Thron-
erwerb bot. Wobei diese Heirat zu den geheimnisumwitterten

Vorkommnissen gehörte, über die hinter vorgehaltener Hand die bizarrsten Dinge erzählt wurden. Kaiser Lakos I. wurde jedenfalls kurz nach der Heirat seinerseits Witwer, ehelichte die einflussreiche und höchst ansehnliche Witwe eines Provinzfürsten – es schwirrte das Gerücht, dass die ehrgeizige Dame am Ableben ihres Gatten großen Anteil gehabt hatte –, sicherte dadurch seine Macht noch weiter und sorgte in den nächsten Jahren dafür, dass Unruhestifter lieber gleich von den Stadtmauern sprangen anstatt zu warten, bis die imperialen Truppen diesen Abflug organisierten.

Decus Marnion selbst, inzwischen schon Tausendschaftler und in der Realität Anführer von 8.000 Männern, also einer kompletten Armee, hatte mit kräftigen Tritten in vorgebeugte Hinterteile für solche Stürze von hohen Mauern gesorgt. In diesen Jahren hatte er eine Wandlung durchgemacht. Er kämpfte nicht mehr für das Imperium, um sich täglich den Wanst mit gutem Brei vollzuschlagen und am Wochenende den Hurentaler aus dem Beutel klauben zu können. Sondern er hatte erkannt, dass das Reich, trotz aller Mängel eine Segnung brachte, die alle seine Fehler überstrahlte. Das Reich brachte Frieden. Das Reich brachte Gesetze, die für jeden Bürger galten, meist unbestechliche Richter, die nach diesen Gesetzen urteilten und Grobiane wie ihn, die diesen Urteilen Geltung verschafften. Und sei es, dass ein Häuptling, Fürst oder Dorfältester von Decus Marnion im Nacken gepackt und so lange in die Jauche gedrückt wurde, bis die Grube halb leer gesoffen war und der rauflostigste Volltrottel kapierte, dass mit dem Imperium nicht zu spaßen war, vor allem nicht, wenn es in Gestalt eines Decus Marnion oder eines ähnlichen Kalibers anrückte.

Eine unbehagliche Stille beherrschte den Raum. Der Kaiser

wollte nicht sprechen, Marnion konnte das Schweigen nicht brechen. Schließlich tat er es doch und sagte: »Ein weiter Weg.«

Der Kaiser nickte. »Vielleicht weniger weit, als man denkt«, sagte er dann. Er strich sich über den Bart, stand auf und umrundete unruhig die Sitzgruppe. Erst nach einer Weile und zögerlich, als müsste er einer zweifelhaften Aufforderung gehorchen, nahm er wieder seinen Platz ein.

So war er immer schon gewesen, fiel Decus Marnion jetzt ein. Immer ein wenig unruhig, immer so, als müsste er ständig auf einem Ball balancieren, während Decus Marnion stabil wie die Eichen seiner Heimatregion auf dem Erdboden stand. Er konnte sich deutlich an die erste Begegnung mit Aristes Nikephor erinnern, und dass es nicht die letzte war, lag nur an ihm, an Marnion. Es war in einer Taverne einer Hafenstadt im Südwesten gewesen. Decus Marnion stiefelte nach einigen äußerst befriedigenden Runden im örtlichen Bordell in Richtung Lager und wollte nach dem ersten Spaß noch Spaß mit einem Bier haben. Er betrat die Taverne und sah auf den ersten Blick – damals war er erst Zehntführer, aber diesen Blick hatte er schon, hatte ihn vermutlich seit seiner Kindheit – das Ärger drohte. Ein hellhäutiger Kavallerist war dabei, sich mit vier schwarzen Infanteristen anzulegen. Wobei die Hautfarbe nichts zur Sache tat, dafür umso so mehr die Beobachtung, dass der Reiter ein hagerer Hänfling war und jeder der Schwarzen – alle aus der Südost-Provinz – ungefähr doppelt so schwer und drei Köpfe größer als er. Der Weiße musste ein Volltrottel sein, denn er beschimpfte die Schwarzen, die ihn ebenfalls beschimpften. Und obwohl beide Parteien die Reichssprache nutzten – für den Weißen die Muttersprache, für die Schwarzen eine perfekt be-

herrschte Zweitsprache – waren die Grobheiten der Schwarzen derart von gefährlichen Zischlauten, gurgelnden Rachtönen und vor allen von R durchsetzt, die wie Stein-schlag im Gebirge herabkollerten, dass jeder, außer Aristes Nikephor, verstehen musste, dass der Übergang von Beschimpfung zu Handgreiflichkeiten bei diesen Kerlen katastrophische Auswirkungen auf die Umwelt haben musste. Decus Marnion wusste es genau, denn die Schwarzen gehörten zu seiner Zehntschaft. Tatsächlich gehörten sie sogar ihm persönlich, denn er hatte sie aus der Sklaverei gekauft, als er sie bei einer Prügelei an einer Leinmühle beobachtet hatte. Inzwischen war ihr Sklavenstatus nur noch theoretisch, sie waren Soldaten wie Decus Marnion und in einigen Jahren, so sie denn überlebten, würde das Imperium einen festgesetzten Preis an ihn zahlen und die vier Soldaten konnten gehen oder sich weiterverpflichten. Sie würden wohl gehen, denn Marnion überließ ihnen Sold und Beutegeld, obwohl es dem Gesetz nach ihm gehörte.

An diesem Abend also, als Mord in der Luft lag, trat Decus Marnion zu den Streithähnen, legte einen Arm um die Schulter von Nikephor, den anderen um die Schulter von Tatus, der den Anführer des Vierertrüppchens darstellte und verkündete: »Kameraden, wir wollen doch nicht unhöflich werden.« Dann beugte er sich ein wenig vor, seine beiden Arme wanderten um den Hals der Nachbarn und die Muskeln unter dem schwabbelnden Fett signalisierten mit nicht zu verkennender Deutlichkeit, dass der Zehntführer jedem den Kehlkopf gegen den Halswirbel pressen würde, der sich seiner freundlichen Aufforderung zum Liebsein widersetzen sollte. Zum Glück kam noch eine Bedienung mit hübsch dickem Hintern und brachte ein Bier. Tatus und seine

Kumpel liebten wohlgerundete dicke Hinterteile und vergaßen bei diesem Anblick völlig die ausgeuferte Diskussion mit dem Reiter, den sie in ihrer Sprache als *fußlahmen Weißkäse* bezeichneten. Decus Marnion verstand das und grinste, Nikephor war dann doch klug genug, die unverständliche Beschimpfung als unverständliche Entschuldigung zu interpretieren und wurde endlich entspannter. Decus Marnion, nun als Friedenspatron gefragt, plünderte seinen Beutel, indem er mehrere Runden spendierte. Seine Schwarzen kippten Hirsebier in Mengen, Nikephor fiel nach einem halben Weizenbier vom Hocker, schnarchte vor der Theke und wurde schließlich von Tatus über die Schulter geworfen und ins Quartier getragen.

Zwei Tage später kam es zur Schlacht, und Decus Marnion stand mit seiner Zehntschaft mitten in der ersten Reihe des ersten Treffens. Die Schilde von Tatus und seinen Kumpeln waren so weit über ihm, dass Marnion wie zwischen zwei Zinnen hindurchpeilte. Das sah sicher lustig aus, aber wenn die Reihe brüllend losstürmte, wenn das Imperium seinen Feinden mit den Gesichtern von Tatus und Marnion ins Auge blickte, hatte es mit dem Lachen ein Ende. Die Schlacht wogte lange Zeit unentschieden hin und her. Der imperiale Feldherr sandte die Kavallerie über die Flügel, wohin Decus Marnion und seine Zehntschaft inzwischen abgedrängt worden waren, weil die Feinde einen Keil in die Frontlinie getrieben und die Masse der Kaiserlichen in zwei Teile gespalten hatten. Die kaiserliche Reiterei ihrerseits kämpfte einen Korridor vor der Front frei, sodass sich die Infanterie neu aufstellen konnte. Über den Rand seines Schildes beobachtete Decus Marnion den Kampf, um den richtigen Moment für das eigene Eingreifen abzupassen. Direkt vor ihnen kam es zu einem Zu-

sammenprall. Die Feinde hatten aus irgendeiner Ecke der Nordprovinzen Söldner angeheuert, riesige Kerle auf riesigen Gäulen, die sich jetzt ins Treffen stürzten. Schon ihr Anblick war furchterregend – muskulöse Körper voller Tätowierungen, nur geschützt durch kleine Eisenplatten, die dem Träger viel Beweglichkeit bewahrten. Die nutzten sie jetzt, wo sie ihre Riesenpferde mit Schenkeldruck regierten, sich mit einem Schild deckten und als Angriffswaffe Schwert oder mit Spitzen versehene Keulen schwangen. Ein Schlag einer solchen Keule fegte einen der kaiserlichen Reiter aus dem Sattel, wo er gekrümmt liegen blieb, sich nur mit Mühe der trampelnden Hufe erwehren konnte und vor der feindlichen Schildlinie als leichte Beute lag.

Decus Marnion zögerte keine Sekunde. Sein Blick zur Seite traf Tatus, der ihm zunickte. Dann stürmte die halbe Zehntschaft los, Decus Marnion mit Tatus und den anderen schwarzen Riesen zur Linken und einem nicht weniger riesigen Kerl, der aus den Nordwäldern stammte, zur Rechten. Wie es der Zufall wollte, hatte dieser Wold noch eine Rechnung mit den berittenen Söldnern offen und war an diesem Tag in der Stimmung, sie auszugleichen. Den Schildarm vorgestreckt rammte er den ersten Riesengaul an der Schulter, und als der aufstieg, fuhr das Schwert in den Bauch. Das Pferd schrie mit wirbelnden Vorderbeinen, der Reiter stürzte über die Kruppe zu Boden, drehte sich noch sehr geschickt, landete auf allen vieren, war im Aufspringen und bekam im nächsten Moment die eisenbeschlagene Schildkante Wolds in den Nacken geschmettert. Tatus und die anderen hatten die trampelnden Pferde um den gestürzten Reiter zurückgedrängt. Als der nächste Angriff kam, warfen sich Tatus und Marnion neben den Liegenden und deckten

ihn mit ihren Schilden, während die Hufe der Feinde auf das Holz trampelten und die beiden vor Schmerz brüllend versuchten, ihre Schilde in Position zu halten. Es war Wold, inzwischen im Besitz des Stachelkeule, die sein erster Gegner nicht mehr brauchte, der für den Umschlag sorgte. Er hackte rücksichtslos auf die Pferde ein, das Wiehern war ohrenbetäubend, die Pferde stiegen auf, wurden wild, die Reiter purzelten zu Boden, waren betäubt, brachen sich die Glieder und bekamen Wolds Keule zu schmecken. Decus Marnion und Tatus rappelten sich wieder auf, inzwischen hatte auch die andere Hälfte der Zehntschaft den Wartebefehl ignoriert und warf sich ins Getümmel. Was als spontane Aktion zur Rettung eines gestürzten Reiters begann, entwickelte sich zum Wendepunkt der Schlacht. Auch dies eher zufällig, weil die Feinde unsicher wurden und die kaiserliche Truppe glaubte, den Beginn eines erfolgreichen Gegenangriffs zu sehen und neuen Mut fasste.

Am Ende des Tages beherrschten die imperialen Soldaten das Feld und Decus Marnion erkannte, dass er und seine Truppe Aristes Nikephor davor bewahrt hatten, zu einem unerkennbaren Klumpen blutigen Fleisches zertrampelt zu werden. Marnion rechnete es Nikephor hoch an, dass der sich später bei allen bedankte, auch bei Tatus und den anderen Schwarzen und dies, obwohl er mit denen nie so richtig warm wurde.

In den nächsten Jahren verlief der Aufstieg Marmions und der von Nikephor beinahe parallel. Sie liefen sich immer wieder über den Weg, sie schätzten einander, obwohl sie zu verschieden waren, um füreinander mehr als eine vage Sympathie zu empfinden, die von einer Freundschaft noch weit entfernt war. Decus Marnion stieg zum Tausendschaftler

auf und hetzte mit seiner Truppe kreuz und quer durch das Reich.

»Warum lachst du?«, fragte der Kaiser und Marnion antwortete grinsend: »Ich lache, weil ich fast selbst Imperator geworden wäre.«

Das war zur Zeit der Thronwirren. Decus Marnion säuberte mit seiner acht- bis neuntausend Mann zählenden Tausendschaft eine Region von Strauchdieben und Buschkleppern, die fälschlicherweise glaubten, dass der Streit um den Thron zugleich Gesetzlosigkeit bedeuten müsste. Die meisten waren desertierte Soldaten anderer imperialer Armeen. Decus Marnion erkannte, dass Rücksicht Schwäche bedeuten würde und verzierte die Bäume mit Gehenkten. Was die Männer nicht verstanden, die mit dem Strick um den Hals vor ihm knieten und um Gnade winselten, war der komplette Mangel an persönlichem Gewissen, der Decus Marnion auszeichnete. Marnion empfand weder Lust daran, wenn er wieder hundert oder zweihundert Männer aufhängen ließ, noch empfand er nur für die Länge eines Herzschlags Bedauern. Er war der Sohn eines Bauern, er wusste, dass Schweine dafür lebten, ein Schnitzel zu werden und wenn diese desertierten Soldaten sich entschieden, Reisende zu überfallen und Dörfer in Schutt und Asche zu legen, dann hatten sie sich für die Seite der Schweine entschieden und er, Decus Marnion, sorgte dafür, dass aus ihnen Schnitzel wurden.

»Du hast es gewollt und ich vollziehe deinen Willen«, das war der bald legendäre Spruch, den die Verurteilten am Ende ihres Lebens hörten, bevor sie am Strick hochgezogen wurden und strampelnd ihr Leben beendeten. Unerwartete Folge war, dass sich ganze Kolonnen von Flüchtlingen in den Bereich von Marnions Truppe begaben, denn hier fanden sie

Sicherheit.

Und eines Tages ging ein Gerücht durch das Lager, dass die Soldaten Decus Marnion zum Kaiser ausrufen und für ihn in die Schlacht ziehen wollten. Ein kleiner Kerl namens Aufberg huschte in Marnions Zelt und warnte ihn. Die Idee war völlig schwachsinnig, aber in den Zeiten, in denen der Schwachsinn regierte auch wieder realistisch. Denn eine Handvoll der Kaiser dieser turbulenten Zeit waren auf genau diese Art auf den Thron gekommen. Wobei die Truppe des Decus Marnion zu Recht als die beste des gesamten Imperiums galt. Warum es also nicht versuchen? Der Tod in der Schlacht war ihm sowieso bestimmt, seit seinem ersten Tag als breifressender Rekrut. Warum also nicht als Kaiser abtreten? Decus Marnion überlegte, schwankte – zum ersten Mal in seinem Leben – und kam zu einer Entscheidung. Als es vor dem Zelt laut wurde und er wusste, dass sie kamen, um ihn auf den Schild zu heben, schlitzte er die Rückseite seines Zeltes auf und floh. Die Truppe durchsuchte das Lager und sperrte die Tore. Decus Marnion flüchtete sich in ein Latrinengebäude, und als sich Suchtrupps näherten, blieb ihm keine Wahl als durch eines der Löcher zu kriechen und in die Grube zu springen. Er versank bis zur Brust in der braunen Suppe, atmete stoßweise durch den Mund, während seine Soldaten in den Raum schauten, schaffte es noch für wenige Herzschläge den höllischen Gestank auszublenden und leistete dann seinen eigenen Beitrag zu den Ausscheidungen, indem er sich in hohem Bogen erbrach. Kaum hatte sich das Zucken seiner Innereien beruhigt, als jemand den Raum betrat. Decus Marnion erstarrte. Direkt über ihm erlosch die Helligkeit, entsetzt starrte er nach oben und drückte ebenso entsetzt das Kinn an die Brust, während es direkt über ihm trompetete

und die endgültige Demütigung ihm warm, weich und stinkend auf den Hinterkopf pladderte.

In einer Form von halber Ohnmacht schnitzte er Trittstufen in eine Eckstütze und kletterte aus der Latrine. Er taumelte durch das nun unbewachte Tor, warf sich in den Graben und verbrachte den Rest der mondhellen Nacht damit, seine Haut wundzuscheuern.

»Im Rückblick war die Redewendung *bis zum Hals in der Scheiße stecken* für mich keine Grobheit aus schnapsgegerbten Soldatenkehlen mehr, sondern persönliche Erfahrung«, beendete Decus Marnion seine Erzählung. Der Kaiser verzog keine Miene, vielleicht abgesehen davon, dass er die Lippen leicht schürzte.

»Was geschah mit der Truppe?«

»Die ließen sich von einem ehrgeizigen Unteroffizier überreden, ihn auf den Schild zu heben und marschierten. Die Entscheidung war nicht weise, wer überlebte konnte noch in der großen Kaiserschlacht drei Jahre später mitkämpfen und starb dort.«

»Und was machtest du?«

»Sammelte den Rest meiner Truppe, der zur Vernunft gekommen war und sorgte für Ruhe in meinem Bereich. Als dann klar war, wer sicher auf dem Thron sitzen würde, sandte ich meine Ergebenheitsadresse.«

»Und, Decus Marnion, wärest du Kaiser geworden?«

Decus Marnion zuckte die Achseln. »Vielleicht. Nein, sicherlich. Ich hätte die Konkurrenten besiegt, einfach weil meine Armee allen anderen weit überlegen war. Dann wäre ein anderer gekommen, nach einem Monat, einer Woche oder einem Jahr. Ich wäre wieder ins Feld gezogen und irgendwann wäre ich besiegt worden. Ich bin Soldat, kein Stratege.

Ich kann meine Männer ins Treffen führen, aber keine Schlachten lenken. Hätte es sich gelohnt? Nein - nicht für mich, nicht für das Reich.«

Der Kaiser seufzte und Decus Marnion ahnte, welches Gefühl dieses Seufzen geformt hatte. Er selbst war ein Mensch von sehr beschränktem Ehrgeiz. Als Hundertschaftler hatte er mehr erreicht, als er je zu hoffen wagte. Er war satt, er schlief im Trockenen, er hatte Kameraden, er konnte sich Huren leisten und führte ein Leben, das hart war - wie er es liebte, weil er ein anderes weder kannte noch konnte - und das ihn täglich mit Schwierigkeiten konfrontierte, deren Beseitigung er als Abenteuer empfand. Aristes Nikephor stammte aus kleinem, verarmten Landadel. Er war ein schwächtiges Kerlchen, einer der Sorte von vierten oder fünften Söhnen, die außer dem Namen nichts erbten und nach dem Tod des Vaters vom Ältesten aus dem Haus gejagt wurden. Völlig ungeeignet für das Soldatenleben hatte er dort seine einzige Chance auf einen Aufstieg gewittert und sich gerissen, zäh, ausdauernd und mit übermenschlicher Leidensfähigkeit gesegnet oder geschlagen, in der Truppe etabliert. Ein Leben, das durch ein einziges Gefühl bestimmt wurde. Ehrgeiz. Ehrgeiz als die Rache an einer Welt, die ihn im Augenblick der Geburt zum Verlierer gestempelt hatte. Dieser brennende Ehrgeiz, gepaart mit einem nervösen Charakter und ständiger Unruhe bestimmten Nikephors Wesen, sein Leben, seine Entscheidungen.

Der Kaiser streicht sich eine Strähne aus der Stirn - tatsächlich ist es nicht sein eigenes Haar, sondern das Kunstwerk eines Friseurs, denn für einen Imperator schickt es sich nicht, eine Stirnglatze oder Geheimratsecken zu haben. Dabei rutscht der Ärmel seines Gewandes nach unten und zwischen

Saum und dem schweren Goldarmband mit eingearbeiteter Reliquie wird ein Stück Unterarm sichtbar. Schmal und mit weißer Haut erinnert es Decus Marnion sofort an gekochtes Hühnchenfleisch. Obwohl ihm solche Gefühle gänzlich fremd sind, empfindet er beinahe Mitleid mit diesem Menschen, diesem alternden Mann unter dem kaiserlichen Gewand. Aristes Nikephor strebte immer nach dem Mehr, wollte über sich selbst hinauswachsen und bricht nun fast zusammen unter der Last dieses Gewandes, all dieser Tradition und Pracht, die ihn unter sich begraben hat wie eine Lawine aus Gold und Worten.

Dieser Mann ist gefährlich, weil er schwach ist. Er kann sich vielleicht Perücken leisten, seine Schlawheit mit Miedern kaschieren, aber er kennt seine Schwächen, will sie verbergen und geht damit zum Angriff über. Weil er dies immer tat und weil er nur diese Flucht nach vorne, die andere fälschlich für eine mutige Attacke halten, kennt.

Decus Marnion will nur noch verschwinden, darum wagt er es auch, gerade heraus nach dem Anlass für diese Vorladung zu fragen.

»Sagt dir der Name Zidiras etwas?«

Decus Marnion schüttelte den Kopf, noch nie hatte er diesen Namen gehört.

»Zidiras ist Hauptstadt-Metropolit, einer von vier, die hier residieren. Er ist der Mächtigste und er hat sich zu meinem erklärten Feind entwickelt. Schon seit Monaten kritisiert er offen und ohne Rücksicht den Lebenswandel meiner Tochter.«

Auf den erstaunten Blick Marnions erklärt der Kaiser: »Eigentlich meiner Stieftochter, der Tochter meiner ersten, so bald verstorbenen Frau. Um die Wahrheit zu sagen, nimmt

sie es mir übel, dass ich, nachdem ich Witwer geworden war, nicht sie als meine Gemahlin nahm, sondern die jetzige Kaiserin. Die gesegneten Leibes ist und mir, so die Allmacht es will, einen Nachfolger schenken wird.«

Noch einmal hebt Decus Marnion, der bis dahin mit gesenktem Haupt gelauscht hatte, den Kopf. Da sitzt er nun, der mächtigste Herrscher unter dem Himmel des Allmächtigen und er wird regiert von dem Unterleib einer Frau, in dem die Zukunft seiner Dynastie heranwächst oder auch nicht heranwächst, als blutiger Klumpen in die Kloake wandert, sich selbst mit der Nabelschnur erwürgt oder mit dem falschen, dem weiblichen Geschlecht, alle hochfliegenden Pläne zerschmettert. Wie jämmerlich sind wir doch alle, denkt er, und am jämmerlichsten sind die, die ganz oben sind. Und wenn ich es mich zu den Huren drängt, weil meine Lenden brennen, dann ist der Kaiser noch weitaus mehr an den Schoß einer Frau gefesselt als ich.

»Zidiras hat übrigens recht mit seiner Kritik, meine Stieftochter führt ein unwürdiges Leben, daher werde ich sie auf ein Inselkloster im Faijum verbannen, bis sich ihr Feuer abkühlt. Wäre Zidiras damit zufrieden gewesen, wäre alles gut. Aber er fuhr fort zu hetzen, er versetzte ganze Stadtviertel in Aufruhr und seine Anhänger sorgten bei den Wagenrennen im Zirkus für Tumulte. Ich musste ihn verhaften und einkerkern lassen.«

»Ich sah auf meinem Weg hierhin den erregten Pöbel vor einem Gotteshaus.«

»Das kam in den letzten Wochen in vielen Vierteln vor.«

»Und man schien mir übel zu nehmen, dass ich Soldat in der kaiserlichen Armee bin.«

»So ist es.«

»Könnte es sein, Euer Hoheit, dass Ihr über Teile Eurer Hauptstadt keine Macht mehr ausübt?«

Der Kaiser lehnt sich zurück. Auf diese Bemerkung hin müsste er seinen Gast köpfen lassen. Selbst wenn es die Wahrheit ist. Aber es gibt eine weitere Wahrheit, über die Feststellung zutreffender Tatsachen und deren Benennung hinaus. Es ist die Wahrheit des Kaisertums und niemand, nicht einmal der Kaiser selbst, darf an dieser Autorität rütteln und sich den Vorwurf des Versagens ins Gesicht sagen lassen.

Er betrachtet sein Gegenüber, den Mann, dem er sein Leben verdankt. Eine bullige Gestalt mit kastenartigen Schultern, einem groben, offenen Gesicht unter einem Bürstenschnitt. Decus Marnion und alle, die ihm ähneln, das wird dem Kaiser klar, sind die Fundamentsteine des Reiches. Ausdauernd, zäh, anspruchslos sind sie das Rückgrat jeder Truppe. Sie sind keine wortmächtigen Antreiber, aber sie gehen im Angriff voran und sind die Letzten auf dem Rückzug, sie sind keine Aufrührer, aber haben nie Hemmungen, ihre Meinung zu sagen. Sie leiden nicht an einem Übermaß an Fantasie, ihre Bedürfnisse sind so übersichtlich wie ihre Freuden und Ängste, sie schlafen traumlos und halten jeden Albtraum für eine Folge schlechten Essens, das mit einem Latrinenbesuch Vergangenheit ist, sie glauben zutiefst an den Wert von Gesetzen und Regeln und ihre Empörungen flammen auf, wenn sie diese missachtet sehen. Es sind Bauern, immer noch, auch nach einem Jahrtausend imperialer Entfaltung.

Wie soll der Kaiser sich einem Mann wie diesem verständlich machen? Wie ihm erklären, was es heißt, Imperator zu sein, wo er es selbst doch nicht weiß. Denn noch immer sind

Aristes Nikephor und Lakos I. nicht zusammengewachsen, überfordert der eine den anderen und der andere den einen, je nachdem. Ein Mann wie Decus Marnion kennt die mit Seidenkissen gepolsterte Schlaflosigkeit des Kaisers nicht. Er kennt nicht den Zug anklagender Gestalten, der aus dem Dunkel der Nacht kommt, nicht das Flüstern der Vorwürfe, das sich in dem Rauschen wehender Vorhänge versteckt. Er kennt nicht den Schauer über sich selbst, über die Niederträchtigkeiten, die der Kaiser begehen muss, um Kaiser zu werden, zu sein, zu bleiben. Er hat nicht einmal eine Vorstellung davon, was Macht bedeutet, wenn man nicht selbst das Schwert schwingt, sondern an einen Apparat von Beamten und Schreibern gebunden ist. An jene Berater und Einflüsterer, die schon einem Dutzend Herrscher dienten und jeden überlebten, selbst wenn ihr Herr in der Latrine eines Militärlagers ertränkt worden war. An stille, graue Männer mit demutsvoll gesenkten Köpfen, die mit den Wänden der Kanzleien zu verschmelzen schienen, die aus Papier und Pergament geformt waren, die für jedes Wort zwei bessere kannten. An altgediente Ausgeburten der imperialen Kanzleien, die eifrig buckeln und jeden Befehl, der ihnen nicht passt, in der Sandwüste eben jener Kanzleien versickern lassen. Ihn Wort für Wort auflösen und vernichten, sogar in sein Gegenteil verkehren und dabei unangreifbar bleiben, bis Männer wie Decus Marnion aufbegehren, weil der Kaiser Unrecht tat, indem er Unrecht übersah und duldete.

Der Kaiser wird Decus Marnion nicht köpfen lassen und die stillen, beflissenen Beamten auch nicht. Aber vielleicht wird er es ja sein, der geköpft wird. Wie so viele seiner Vorgänger.

»Zidiras ist wie ein Steinwurf ins Wasser, der immer weitere Kreise zieht. Inzwischen gefährdet er meine Herrschaft.«

»Aus dem Kerker heraus?«

»Gerade von dort heraus, wo er seinen Anhängern als Märtyrer erscheint.«

»Also muss er verschwinden?«

»Sofort.«

»Ich werde ihm heute noch die Kehle durchschneiden und seine Leiche in die Kloake werfen«, erklärte Decus Marnion gelassen.

Der Kaiser schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe mich schon zu sehr mit Sünden belastet, um noch einen Mord zu befehlen.«

»Den Feind des Reiches zu beseitigen, ist kein Mord. Ich töte seit Jahrzehnten die Feinde des Imperiums.«

»Zidiras töten zu lassen wäre Mord.«

»Für mich ist das eine Töten wie das andere, mögen klügere Männer als ich über den Unterschied rechten. Befehlt und ich tue es.«

Der Kaiser legte die Hände vor das Gesicht, versteckte sich hinter seinen schmalen, faltigen, von Flecken übersäten Händen und schüttelte dann den Kopf.

»Es ist mein Wille, dieses Reich auf ein neues Fundament zu stellen. Denn seit ich die Last der Krone trage, und es ist eine Last, glaube mir, Decus Marnion, weiß ich, wie es um das Reich steht. Es ist ein Koloss auf tönernen Füßen. Und ich will diese Neuerung nicht einläuten, indem ich einen Kleriker töten lasse. Und weißt du, warum ich den Namen Lakos wählte? Weil der heilige Lakos ein Versöhner war, der zwei zerstrittene Mönchsorden wieder vereinte, was mehr als ein Wunder war.«

»Dann muss dieser Zidiras auf andere Weise verschwinden. Verbannt ihn.« Decus Marnion zögerte. »Das also war der

wahre Grund. Ihr sucht einen Mann, der Zidiras in die Verbannung führt und ihn dort bewacht.«

»Das wären meine Worte gewesen«, bestätigte der Kaiser.

»Um es offen zu sagen. Zidiras ist die gefährlichste Waffe gegen meine Herrschaft und ich kann sie nur einem Mann anvertrauen, der mein Vertrauen hat. Und derer sind nur wenige.«

»Und warum ich in deren Reihe?«

»Weil Decus Marnion keinen Ehrgeiz hat. Ich kannte die Geschichte deiner Flucht in die Latrine nicht, aber sie zeigt mir jetzt, dass ich mit meiner Einschätzung richtig lag. Wir haben uns gekannt und geschätzt. Freunde waren wir nie, aber ich wusste schon damals, dass du ein Mann ohne Falsch bist. Hart – ja. Sentimental – nie. Skrupellos – wenn nötig.«

»Alles was ich tat, geschah für das Imperium. Weil ich erkannte, dass das Reich den Menschen nutzt.«

Der Kaiser beugte sich vor. »Dann tu auch dies für das Imperium. Ich wurde Kaiser aus Ehrgeiz, sicherlich. Aber aus dem Ehrgeiz, dass ich es besser regieren kann als die Holzköpfe von Generälen oder Adligen, die sich stolz wie die Pfauen feiern lassen, den Reichtum des Landes verprassen und zulassen, dass das Imperium zerbröckelt. Ich ließ die Zügel nicht schleifen. Ich bin bald ein alter Mann und dann ein Greis, auch wenn ich Perücken trage oder mich schminken lasse. Ich muss das Reich sichern, vor den Feinden von außen und denen von innen.«

»Ich werde mich um Zidiras kümmern.«

»Du wirst ihn nach ..."«

Decus Marnion unterbrach den Kaiser mit einer Handbewegung.

»Überlasst diese Entscheidung mir. Ich werde Euch beizeiten

mitteilen, wo er sich aufhält.«

Der Kaiser stand auf. »Ich werde dir alle notwendigen Unterlagen zukommen lassen. Noch eines. Ich befehle, dass Zidiras geblendet wird. Als Strafe dafür, dass er zu genau nach meiner Tochter geschaut hat, statt die Zurückhaltung zu zeigen, die einem Kleriker in der Position eines Metropoliten angemessen ist. Ich werde einen Höfling senden, der die Strafe vollzieht.«

Der Kaiser glitt lautlos durch eine Tür und Decus Marnion zögerte, unsicher, ob man von ihm erwartete, dass er selbst den Weg hinausfände.

Am nächsten Tag, noch immer benebelt von dem exzessiven Besäufnis, das er nach der Audienz beim Kaiser für notwendig befunden hatte, betrat Marnion das Kloster des heiligen Dorus. Seine Begleiter, ebenso oder noch stärker angeschlagen als der höchst stabile Decus Marnion, stiegen ab und legten sich im Eingang zum Schlafen. Eines der Talente, die der Soldatenberuf förderte, war die Fähigkeit, immer und überall zu schlafen, auch wenn die Lautentwicklung nicht in allen Situationen vorteilhaft war. Marnion suchte aus dem Lederbeutel, den er bei sich trug, das entsprechende Dokument und hielt es dem Bruder Pförtner unter die Nase. Dieser Pförtner repräsentierte einen Typ, den Marnion eher als Rausschmeißer in Kneipen und Bordellen kannte, was einer gewissen Logik nicht entbehrte. Denn der düstere Gebäudekomplex, ein vielstöckiger Steinwürfel, der wie vom Himmel gefallen mitten in einem Viertel voller Mietskasernen lag, war der Nachhall solcher Vergnügungsstätten. Kleriker, Ordensangehörige, teilweise auch die ungebärdigen Mitglieder hoher Familien fanden sich hinter seinen dicken Mauern wieder, um in sich zu gehen und zurück auf den

Weg der Tugend zu finden. Der nächste Schritt wäre die Verbannung in eine entlegene Provinz gewesen, aber dieses Gemäuer schien selbst schon eine entlegene Provinz mitten im Brodeln der Hauptstadt zu sein. Nachdem sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, wurde Decus Marnion von einer Stille empfangen, die ihn an die lauernde Geräuschlosigkeit in den Kabinetten des Kaiserpalastes erinnerte. Er befand sich in einem engen Hof oder wohl eher einer Kluft zwischen zwei aufragenden Gebäuden. Aus einem Fenster erklangen die Stimmen mehrerer Männer, die eine eifrige Diskussion führten.

Decus Marnion war überrascht zu hören, dass man ihn erwartete und noch überraschter, als er dem Jüngling gegenüberstand, der ihn gestern durch den Palast geleitet hatte. An diesem Tag war sein Gesicht nicht geschminkt, das wallende Lockenhaar zu einem Knoten am Hinterhaupt gebändigt und die schlanke Gestalt in eine gängige Männertracht gekleidet. Am Gürtel trug er ein kurzes Schwert und Marnion verstand, was die Aufgabe des Höflings war: Er sollte die Blendung durchführen.

Entweder verbargen sich hinter der gepflegten Fassade und dem mädchenhaften Benehmen andere, weitaus gewalttätigere Aspekte oder der Kaiser zwang einen seiner Favoriten, die imperiale Schmutzarbeit zu erledigen, um nicht aus dem Licht der Gnade zu fallen. Decus Marnion hielt das für überflüssigen Firlefanzen, er hatte Männer und Frauen im Dutzend geblendet, es war ein Griff in das Haar und ein Schnitt mit dem Messer – zwei Schnitte weniger also, als würde man einen Fisch ausnehmen. Der Verurteilte war nicht nur blind, sondern durch eine Narbe gezeichnet, aber wer zur Blendung ausersehen war, der sollte sich über nichts be-

klagen, denn er hatte schlimme Dinge getan und daher durfte man gerechterweise schlimme Dinge an ihm tun.

Ein Mönch führte sie in das Innere des Gebäudes. Die Kutte passte zu dem vierschrötigen Kerl, als hätte man einem Ackergaul die Purpurdecke des kaiserlichen Paradepferdes übergeworfen. Und wieder war Decus Marnion überrascht, denn ihr Weg führte sie in die Tiefe und er erkannte, dass unter dem Kloster ein ausgedehntes Labyrinth von Gängen und Räumen war, das als Gefängnis genutzt wurde.

Zidiras konnte sich zumindest der eigenen Bedeutung sicher sein, denn seine Zelle lag auf der untersten Ebene, die man nicht einmal mehr über schmale Wendeltreppen, sondern nur noch über Leitern erreichen konnte. Decus Marnion war mit diesen hölzernen Steighilfen vertraut – in diesem Fall gab es noch nicht einmal jemanden, der auf einer Stadtmauer stand und willens war, dem Leiterbenutzer Pfeile, Steine, kochendes Pech oder ähnliche Unfreundlichkeiten in den Nacken zu praktizieren. Selbst wenn Holm und Sprossen unter seinem Gewicht knarrten, die gesamte Leiter schwankte und der Abstieg in einen von Schwärze erfüllten Raum führte, machte das dem alten Soldaten wenig aus. Der Häftling hingegen teilte sein Zittern der gesamten Konstruktion mit und arbeitete sich mit mitleiderregender Langsamkeit in die Tiefe.

Der Mönch stellte seine Laterne auf den Boden und wies in eine Richtung. »Dort ist seine Zelle. Tut wie befohlen und gebt mir Bescheid. Ich erwarte euch oben.« Damit verschwand er, nicht ohne von oben noch zu rufen: »Achtet auf die Löcher im Boden.«

Decus Marnion hob die Laterne und untersuchte die Löcher. Er konnte das Rauschen von Wasser hören und der auf-

steigende Gestank bewies, dass dort unten ein Kanal des städtischen Abwassersystems entlangführte. Das Loch war groß genug, um einen Menschen hindurchzulassen, womit auch der tiefere Sinn dieser Öffnungen deutlich wurde.

Gebückt stolperten sie durch einen Stichgang, der an einer Zellentür endete. Diese Tür war mit einigen Riegeln gesichert, sodass selbst ohne Schlüssel und Schloss ein Öffnen von innen unmöglich war. Es brauchte Marnions schwierige Hände, um die Riegel zur Seite zu schieben. Die Tür öffnete sich schwerfällig und kratzte über den Boden. Der Raum dahinter hatte die Größe einer Kiste, sowohl Stehen als auch ausgestrecktes Liegen waren unmöglich. Zidiras saß denn auch mit angezogenen Knien und blinzelte mit verzerrtem Gesicht in den matten Lichtschein.

»Jetzt also kommt die Stunde meines Triumphes«, rief er mit krächzender Stimme. Er war in das grobe Gewand eines Klosterbruders gekleidet. Selbst wenn Decus Marnion nicht gewusst hätte, um wen es sich handelte, hätte er den Metropolitan Zidiras vom ersten Moment an verabscheut. Marnion hätte den Grund nicht sagen können, machte sich allerdings auch nie im Leben die Mühe, nach ihm zu forschen. Er sah die mittelgroße, schlanke Gestalt, das schwarze, strähnige Haar, die spitze Nase und den schütterten Bart und es überlief ihn ein Schauer. Zidiras kniff noch immer die Augen zusammen, er wirkte nervös, hatte sich aber dennoch unter Kontrolle.

Bei Decus Marnion meldete sich ein menschliches Bedürfnis, ausgelöst durch den Konsum von beträchtlichen Mengen an Bier. Er entdeckte an der Wand einen Kienspan, zündete ihn an der Laterne an und machte sich auf den Weg, um eines der Bodenlöcher zu benutzen. Er war in dem Alter, in dem diese

Tätigkeit schon eine Weile dauerte, zumal seine Blase gut gefüllt war. Gerade knöpfte er seine Hosen zu, als aus der Zelle ein Schrei ertönte und der Höfling aus dem Gang rannte. Decus Marnion musste den jungen Mann festhalten, sonst wäre der in eines der Löcher gestürzt.

»Er hat es selbst getan«, kreischte er mit geweiteten Augen, »er hat es selbst getan.« Dann schlug er die Hände vor das Gesicht und brach schluchzend zusammen. Marnion nahm den Kienspan vom Boden auf und ging zurück in die Zelle. Beim Anblick des Gefangenen, der auf dem Boden kniete und mit verzückter Miene betete, während ihm das Blut aus einer tiefen waagerechten Schnittwunde und den beiden leeren Augenhöhlen rann, wusste Marnion, was dieser selbst getan hatte. Ächzend bückte er sich nach dem langen Messer, das auf dem nackten Boden lag. Er zog Zidiras am Arm mit sich bis zur Leiter, brüllte nach oben, man solle ein Seil herunterlassen.

»Ihr Toren könnt mir die Sonne des Satans rauben«, flüsterte der Kleriker, »aber in mir ist die wahre Sonne und ihr Schein wird mir leuchten ewiglich.« Zidiras hatte eine raue Stimme, in seiner Sprache war nichts weich oder geschmeidig und er rollte das R, um diesen Effekt zu verstärken. Seine Predigten waren ohne Zweifel dazu geeignet, die Gläubigen mitzureißen, zumindest, sofern sie sich nicht darüber klar wurden, dass sie sich zum Werkzeug eines machthungrigen Ehrgeizlings machen ließen.

»Wunde säubern und verbinden«, befahl Decus Marnion, als sie wieder im Tageslicht waren, das Zidiras der Sonne des Satans zuschrieb. Er reinigte das Messer, wollte es dem Höfling geben und zögerte dann. Es war ein schönes Stück, mit ziselierter Klinge und Elfenbeingriff. Teurer als eine gute

Ausrüstung für zwei Männer.

Marnion hielt dem Höfling die Hand hin. »Die Scheide im Austausch gegen mein Schweigen.« Das Geschäft wurde schweigend vollzogen. Während Marnion die ebenfalls kunstvoll gearbeitete Scheide an seinem Gürtel befestigte, flüsterte der Höfling: »Ich konnte es nicht. Ich konnte es nicht, aber er riss mir das Messer aus der Hand und rief, kein Kaiser habe die Macht, ihn zu blenden, sondern nur er selbst, weil er ein Werkzeug des Allmächtigen sei.«

»Vergesst das alles«, antwortete Marnion, »solche Dinge geschehen, aber sie sind nicht wirklich. Nicht in der Hauptstadt. Geht und meldet dem Kaiser den Vollzug der Strafe.«

Es vergingen der Tag und eine weitere Nacht, bis ein kleiner Trupp Soldaten und einige Wagen die Hauptstadt verließen. Es war früher Morgen, dennoch waren die Straßen schon belebt, wenn auch noch nicht überfüllt. Immerhin lag die Morgenfeuchtigkeit als Schimmer auf dem Pflaster, band den Staub und machte die Luft frisch.

Zidiras saß gefesselt und geknebelt in einem der Wagen. Marnion ging kein Risiko ein. Er führte seinen Zug in aller Gemächlichkeit zu einem der Westtore. Trotz der frühen Stunde waren Steinmetze schon eifrig damit beschäftigt, über dem Innen- und dem Außentor eine Platte mit einer Inschrift einzulassen. Marnion konnte sie nicht erkennen, er schaute nur über einen gebeugten Rücken auf ein *I*, was wohl Imperium heißen sollte. Der nächste Buchstabe war noch nicht gemeißelt, vielleicht würde es ein *S* werden. Ob Imperator Lakos I. sein Reich auf das Fundament dieser Abkürzung stellen wollte?

Decus Marnion schüttelte nur den Kopf und behielt die Richtung bei. Am Nachmittag ließ er den Knebel entfernen

und Zidiras brauchte nur noch eine leichte Fußfessel ertragen, die ihn lediglich daran gehindert hätte, vom Wagen zu springen und einen Fluchtversuch zu riskieren. Marnion war ernsthaft versucht, diesen Fluchtversuch vorzutäuschen und Zidiras mit einer tödlichen Rückenwunde verscharren zu lassen. Das wäre die sauberste und einfachste Lösung gewesen, so hatten sie es immer mit Kerlen wie Zidiras gemacht. Aber der Imperator würde das nicht gutheißen, schon das Begräbnis in nicht geweihter Erde würde sein Gewissen belasten. So zog der Trupp weiter und wurde bald, Decus Marnion konnte es nicht glauben, von einem Trüppchen Zivilisten verfolgt, die sich auf Nachfrage als Anhänger des Metropoliten bezeichneten. Marnion befahl ihnen, auf Pfeilschussweite Abstand zu halten und demonstrierte auch gleich selbst, weshalb so ein Abstand empfehlenswert war. Die Frommen spritzten kreischend auseinander und blieben im Hintergrund.

Zidiras machte keinerlei Umstände, aber gerade das erweckte Marnions Misstrauen. Er hätte zumindest lautstarkes Zetern und ständige Hinweise auf den Status eines Metropoliten erwartet, aber nichts dergleichen kam über Zidiras' Lippen.

Marnion ließ den Trupp einige Nächte ununterbrochen fahren, bis die Zidiras-Verehrer ihre Spur verloren hatten, schlug dann einen Bogen nach Norden, wandte sich danach gen Osten, umging die Metropole und befand sich zwei Wochen später unterwegs in südlicher Richtung. Diese Wahl war spontan geschehen, eigentlich wollte er Zidiras in eines der kleineren Dörfer an der Nordküste bringen. Aber dort blühte inzwischen der Handel, jede winzige Hausansammlung hatte einen Hafen oder einen Landeplatz, die bisher so eigenbrötlerischen Bewohner der Küstenwälder

und weiten Marschen waren im Kontakt mit der Welt. Es erschien Decus Marnion daher keine gute Idee, einen Kleriker mit offensichtlichem Ehrgeiz und einem Arsenal ketzerischer Ideen in eine Umgebung zu bringen, von der aus er sein geistiges Gift in alle Winde versprühen konnte.

Je länger die Reise dauerte, desto zufriedener war er mit der eigenen Entscheidung. Sie folgten der Reichsstraße, bis diese schlechter wurde und schließlich mit einigen letzten Pflastersteinen in einem Waldtal endete. Ein einheimischer Führer leitete sie weiter, auf immer schlechteren, immer schwerer erkennbaren Wegen. Die Landschaft änderte sich, wurde abweisend und ärmlich, war von knotigen Pflanzen bewachsen, die ihre dürren Stämmchen mit Dornen oder Stacheln schützten wie hässliche Jungfern, die sich um ihre nie bedrohte Unschuld sorgen. In den Nächten, unter einem Himmel mit kaum noch bekannten Sternen, ertönte das lang gezogene Heulen von Raubtieren. Vögel glitten durch die Nacht und erschreckten die Lagernden, wenn ihr Umriss plötzlich vor dem glitzernden Sternenzelt erschien, für einen Augenblick alte Ängste und Aberglauben aus den Herzen lockte und wie der Schatten eines Drachen erschien oder einer der mythischen Vögel, die Seelen rauben.

Die Tage wurden heißer und heißer, über dem Boden flirrte die erhitzte Luft in silbrigen Lachen. Menschen trafen sie selten, Dörfer waren rar. Die Bauern kratzen niedriges Getreide aus dem Boden, ihr Vieh war klein und dürr und ähnelte den Menschen hier.

Schließlich erschien ihr Ziel am Horizont – Baab-Kalat, das Wüstentor. Eine Anhöhe erlaubte einen genaueren Blick auf diese erbärmliche Ansammlung von zerbröckelnden Gebäuden. Vor allem gab sie die Sicht auf die Wüste frei, die

sich hinter der Stadt bis zum Horizont erstreckte. Decus Marnion hatte viele Wüsteneien gesehen, in ihnen gekämpft und sie durchquert. Was er nun sah, war auch für ihn neu und ließ ihn erschauern. Es war ein endloses, von weiten, niedrigen Wellen durchzogenes Geröllfeld, teilweise pechschwarz und manchmal von steilen Tafelbergen unterbrochen. Der Eindruck, dass er auf den Ort einer titanischen Katastrophe schaute, war unvermeidbar. Er trieb sein Pferd an und ritt in die Grenzstadt des Imperiums. Das Erscheinen eines Militärführers versetzte die Besatzung einer halb verfallenen Befestigung in Aufregung. Der Unteroffizier und die Handvoll älterer Soldaten versuchten sich an einer Paradeaufstellung und scheiterten schon an ihren zerfetzten Uniformen und der demolierten Ausrüstung. Manion schaute sich um. Baab-Kalat, ein Name, der in wörtlicher Übersetzung *Anfang des Nichts* bedeutete, hatte bessere Zeiten gesehen und besaß daher, wenn auch in ruiniertem Zustand, alle Einrichtungen, die einer imperialen Provinzstadt anstanden.

Darunter war ein viel zu großes Gotteshaus, Übungsplätze für eine Armee, Kasernen, Bäder und einige Villen für höhere Offiziere, in denen jetzt nur noch Schatten und Wüstentiere hausten. Marnion hatte vorgesorgt, obwohl er ohne genaues Ziel aus der Hauptstadt geritten war. In seinem Tross befanden sich einige Handwerker, denen aufgrund gewisser charakterlicher Mängel einige Körperverzierungen wie Ohren, Nasenspitzen oder kleinere Finger fehlten und drei wegen Trunksucht aus der Armee entlassene Ingenieure, denen Marnion bei seiner letzten Sauf tour begegnet war. Mit diesen, die, wenn sie nicht gerade unter dem Tisch lagen, noch einen Rest an Kenntnissen und vor allem Standesehre

hatten, machte Marnion einen Rundgang. Zu seinem Erstaunen war das Innere der Kirche recht gut erhalten, ein Kloster mit einigen Mönchen war angeschlossen und es wurde ihm berichtet, dass von hier aus Eremiten oder fromme Wüstenwanderer versorgt würden.

Die Mönche ihrerseits waren ein wenig verblüfft, als Marnion ihnen eröffnete, dass ihr Gotteshaus ab jetzt eine Metropolitankirche sei und ein imperialer Metropolit, wenn auch in leicht lädiertem Zustand, nun in dieser Stadt seinen Sitz habe.

Es dauerte mehrere Monate, bis sich die eifrige Tätigkeit der Neuankömmlinge und der Altgedienten in einem Erfolg niederschlug. Die Kirche – mit einer Hauptkuppel und vier kleineren Nebenkuppeln ein typisches Gotteshaus der Reichskirche – war innen und außen instand gesetzt, die Festung war zumindest so, dass sich mögliche Angreifer bei ihrem Anblick nicht beleidigt fühlen mussten. Marnion hatte einen Stichgraben ziehen lassen, denn hinter einer Hügelkuppe gab es tatsächlich einen schmalen Fluss, der ganzjährig Wasser führte, obwohl er selbst bei Hochwasser kaum hüfttief war und zwei Steinwürfe von der Stadtmauer entfernt versickerte, als würde die Wüste ihn einfach aufsaugen. Nach dieser arbeitsreichen Phase konnte sich Decus Marnion sagen, dass er Baab-Kalat wieder in Schuss gebracht hatte, als würde dieser Grenzstadt ernsthafte Gefahr drohen. Aber die einzigen Gefahren waren die brütende Hitze, die plötzlich aus dem Nichts der Wüste heranrasenden Sandstürme und die Langeweile, die den Geist tötete. Marnion versiegelte eine Botschaft an den Kaiser und schickte die altgedienten Soldaten in die Hauptstadt. Sie zogen mit quietschenden Ochsenkarren ab, auf denen eine unbestimmte Zahl von

Kindern übereinander purzelten, die zu einer unbestimmten Zahl von Müttern gehörten, die wiederum in einem unbestimmten, aber selten legalen Verhältnis zu bestimmten, aber unbekanntem Männern gehörten. Wehmut ob der Trennung verspürte offensichtlich und hörbar keiner, denn die jämmerlich schlaffe Bande begann beim Abzug ein Soldatenlied zu schmettern, das leiser und leiser wurde, bis der Zug hinter der Anhöhe verschwand.

»Und nun?«, fragte Aufberg. Er war seit langem Marnions Sekretär, denn dieser war zwar des Lesens und Schreibens kundig, hatte sich diese Künste selbst während der Rekrutenzeit beigebracht, nutzte aber seit Langem seinen militärischen Aufstieg, um sich vor ihrer Nutzung zu drücken. Aufberg hatte die besondere Fähigkeit, fast unsichtbar zu werden. Was selbstverständlich nicht wirklich zutraf, er wurde schlicht und einfach immer übersehen. Und nutzte diese seine Eigenschaft, indem er stets kaum mehr als zwei Schritte neben seinem Gebieter stand und diesen immer wieder zu Tode erschrecken konnte, indem er unvermutet darum bat, den letzten Satz noch einmal zu wiederholen. Aufberg war ein kleines spitznasiges Männlein, eher eine zweibeinige Spinne als ein Mensch. Mit seinen dunklen, stets unruhig schweifenden Augen konnte er allerdings auch an ein scheues, hungriges Tierchen erinnern, das noch etwas Essbarem Ausschau hält. Im Falle von Aufberg hätte es sich dabei allerdings um geistige Nahrung gehandelt, denn es gab nichts, was zu unwichtig war, um von Aufberg nicht mit hastiger Kurzschrift auf einer Wachsplatte notiert zu werden. Abends kratzte dann die Feder über das Papier und sicherte die Abenteuer des Tages für die Nachwelt. Und Abenteuer waren es wirklich, denn Aufberg war auch ein Dichter, der

aus dem kleinsten Ereignis-Euter die Milch eines großen Epos melken konnte. Decus Marnion jedenfalls, einer der ständig auftauchenden Helden dieses Werkes, wunderte sich immer, welch weltbewegendes, von moralischer Lehre durchdrungenes Ereignis es war, wenn er – als einzige Tat des Tages – im Vollrausch von einer Treppe gestürzt und sich einen Zahn angeschlagen hatte. Bei Aufberg wurde daraus so etwas wie ein siegreicher Titanenkampf mit den Stufen.

Nicht nur literarisch schien Aufberg ständig vor Decus Marnion zu buckeln. Dies allerdings war ein Missverständnis, denn Aufberg war durch ein zerschmettertes Rückgrat – eine Erinnerung an seinen allerersten Besitzer, der einen Hang zu geistigen Getränken mit Anfällen übler Laune und einer Vorliebe für selbst exerzierte Prügelstrafen verband – zu dieser krummen Haltung gezwungen. Marnion hatte ihn irgendwo aufgelesen, als einen herrenlosen Sklaven, der mit Manuskriptrollen unter dem Arm aus einer brennenden Offiziersvilla rannte – sein Herr und Besitzer hatte in den Thronwirren auf den falschen Bewerber gesetzt – gegen die Brustplatte des damaligen Hundertschaftlers Marnion geprallt und erst einmal ausführlichst in Ohnmacht gefallen war. Aus dieser erwacht, galt seine erste Sorge nicht der eigenen Person, sondern den Schriften, was Marnion beeindruckte und ihn bewog, Aufberg unter seinen Schutz zu nehmen. Seitdem war der schriftkundige Krüppel sein Begleiter, Marnion betraute ihn irgendwann mit der Verwaltung seiner Finanzen. Aufberg war geschickt und ehrlich, allerdings bemerkte der wenig belesene Tausendschaftler mit gewissem Erstaunen, dass er im Laufe der Zeit Besitzer einer beträchtlichen Bibliothek geworden war, über deren Bestand ihn Aufberg auf Nachfrage bis in die kleinste Einzelheit auf-

klären konnte.

Wenn Marnion so etwas wie einen Freund hatte, dann war es wohl dieser.

»Nun warten wir, bis Zidiras stirbt«, lautete Marnions Antwort. Lange konnte es nicht dauern, denn wenn der verbannte Metropolit auch keinerlei Grausamkeiten ausgesetzt gewesen war, so hatte die lange Reise seine durch die Gefangenschaft angeschlagene Gesundheit noch weiter beeinträchtigt. Die Gesichtswunde wollte nicht heilen, sie eiterte und dünstete einen Geruch nach Fäulnis aus, der sich in jede Nase bohrte, noch bevor man den Kleriker überhaupt zu Gesicht bekam. Zidiras musste fürchterliche Schmerzen haben, ließ aber keinen Laut der Klage hören und litt schweigend mit maskenhaft erstarrtem Gesicht, das durch die Wunde gespalten wurde und über das Schwärme fetter, metallglänzender Fliegen krochen. Eine Unterbrechung der Reise hätte den Zustand nicht verbessert, eine Beschleunigung auch nichts genutzt.

So waren sie weitergezogen und hatten Zidiras schließlich in halb totem Zustand in das Kloster gebracht, wo er von den Brüdern mit großer Fürsorge gepflegt wurde. Nur ihnen verdankte er sein Leben, wenn auch die wulstige, in rot und violett glänzende Narbe einen erschreckenden Anblick bot. Die Genesung dauerte Monate, bis Tantor Mamudy in gewohnt missgelaunter Weise verkündete, er habe den *Pfaffen* an der Hand eines *schmierigen Rotzbengels* gesehen.

Wie Aufberg – der keinen anderen Namen besaß – war Tantor Mamudy in den letzten Jahren ein ständiger Begleiter Marnions gewesen. Sie hatten Seite an Seite gekämpft, und wenn es um die soldatischen Tugenden ging, dann wäre Mamudy schon längst im selben Rang wie dieser gewesen.

Zu Mamudys Eigenschaften gehörte allerdings auch die eher unglückliche Fähigkeit, mit Gattinnen einflussreicher Männer anzubandeln oder sich mit Vorgesetzten anzulegen. Decus Marnion hatte sich einige Male ins Zug legen müssen, um Mamudy vor dem Galgenstrick wegen Meuterei oder Ähnlichem zu bewahren. Mamudy war also nur degradiert und aller Ehrenzeichen beraubt worden und durfte in der Truppe bleiben. Dass er inzwischen wieder im Range eines Oberführers war und seine Ehrenzeichen bei jedem seiner Schritte klimperten wie die Schellen eines Bühnennarren, bewies zwei Dinge: Das Imperium war von ruhigen Zeiten noch weit entfernt und Tantor Mamudy war einer der besten Soldaten, die das Imperium jemals hatte. Seine permanent üble Laune erleichterte übrigens den Umgang mit ihm enorm. Finstere Stimmung gehörte zu den Notwendigkeiten jedes Ausbilders und beschleunigte den Weg vom Rekruten zum vollwertigen Soldaten. Vor allem aber wusste man bei Tantor Mamudy, woran man war und das machte ihn direkt zu einer angenehmen Gesellschaft. Er kannte keine überraschenden Stimmungsschwankungen, sondern betrachtete die Welt zu jeder Stunde unter gerunzelten Brauen, verzierte jeden Satz mit einem Schimpfwort oder einem abwertenden Begriff und besaß allein schon durch seinen grimmig verzogenen Mund die Wirkung einer ganzen Meute kläffender Bluthunde. Zeichnete sich Decus Marnion also dadurch aus, dass er keine oder nur sehr selten Stimmungsschwankungen hatte und jeden Tag furchtlos und mit heiterer Skepsis auf sich zukommen ließ, näherte sich Tantor Mamudy sozusagen von unten diesem Zustand der philosophischen Gelassenheit. Übrigens hatte es ihn noch nie gestört, sich mit Bier vollzuschütten, das schmeckte *wie die Pisse einer geschlechtskranken*

Kuh oder mit einem weiblichen Wesen zwischen die Laken zu schlüpfen, das aussah wie *Nonnenkotze von hinten*.

In den folgenden Monaten stellte sich heraus, dass Zidiras keineswegs zu sterben gedachte, sondern das heiße, aber trockene Wüstenklima ihm offenbar wohl tat. Decus Marnion führte eine Korrespondenz mit der Hauptstadt und bat um Ablösung, wobei es jeweils anderthalb Monate dauerte, bis ein Brief dorthin oder aus der Metropole in das Wüstenkaff gelangte. Auf persönlichen Wunsch des Kaisers Lakos I. wurde Marnion weiterhin mit der Beaufsichtigung des blinden Klerikers betraut. Für Decus Marnion bedeutete dies so viel wie: Er war in höchste Ungnade gefallen, seine Talente wurden nicht gebraucht und er war dazu ausersehen, am Arsch des Imperiums zu versauern. Decus Marnion nahm auch dies mit Gelassenheit und kümmerte sich um die Einrichtung seiner Residenz – einer halbwegs akzeptablen Villa, die in anderen Provinzen nicht einmal ein Leutnant akzeptiert hätte – und ließ sich ansonsten von Aufberg aus Büchern seiner Bibliothek vorlesen.

Die Überraschung kam mit einer Staubwolke, in der vier Hundertschaften in Baab-Kalat einmarschierten und sich dem Befehl des neuen Provinzverwalters unterstellten. Nun gab es zwar eigentlich keine Provinz zu verwalten und Titel war ihm völlig egal, dennoch freute sich Decus Marnion, dass er noch in der Gunst des Kaisers stand. Das regelmäßige Eintreffen von Proviantwagen, die aus der Hauptstadt geschickt wurden, bestätigte seine Einschätzung, und als bequemes Mobiliar geliefert wurde, einschließlich eines Brauers samt Gehilfen, der eine Brauerei am Rande der Wüste aufbauen sollte, begann sich Marnion beinahe wohlfühlen.

Für die Einschränkung des *beinahe* war die Wüste verantwort-

lich. Nicht wegen ihrer Hitze, der Sandstürme oder ihrer Unfruchtbarkeit. Marnion kannte dies. Aber hier lag noch etwas anderes in der Luft, und in Nächten, in denen er keinen Schlaf finden konnte, dachte er darüber nach, ohne eine Antwort zu finden. Irgendetwas Ungutes, sogar Böses lag in der flimmernden Luft, irgendetwas wie Krankheitskeime, die nicht den Körper, sondern Seele und Geist bedrohten. Nachts war der Himmel so voller glänzender Sterne, dass man glaubte, sie mit ausgestreckter Hand ernten zu können. Aber Decus Marnion wurde von der Vorstellung geplagt, dass diese Sterne Löcher in einem schwarzen Dach waren und dass hinter dieser Schutzdecke eine gleißende, grelle, alles Leben zerschmelzende Helligkeit auf ihren Tag wartete, ein überirdisches Licht völliger Vernichtung, eine Sonne des Satans, die nur von den schützenden Flügeln streitbarer Engel an ihrem endgültigen Sieg gehindert wurde.

Nur ein oder zwei Mal hatte er die Grenzen von Baab-Kalat überschritten, war auf das jenseitige Ufer des Flusses und weiter in die Wüste geritten, bis er in sie eingetaucht war. Völlig Stille hatte ihn umgeben, nicht einmal das Pferd schnaubte. Dann erhob sich ein Wind, völlig unvermittelt und absolut sinn- und zwecklos, als wollte dieser verfluchte Streifen Erde schon dadurch seine boshafte Andersartigkeit demonstrieren. Zwischen dem Geröll begannen Sandwirbel zu tanzen, wanderten und nahmen für Momente die Gestalt von Menschen an, die aus dem Nichts kamen und wirbelnd in das Nichts zurückkehrten. Am Horizont erschienen täuschende Bilder, weite Wasserflächen, Umrisse, die zu den Tafelbergen oder auch zu geheimnisvollen Städten passen mochten.

Schauernd hatte Decus Marnion sein Pferd gewendet und

war zurückgeritten, angewidert von den hässlichen Wesen, die diese Wüste als ihr Zuhause nutzten – Reptilien mit zackigen, kantigen Auswüchsen, wuselnde Insekten mit Hörnern und Dornen. Kreaturen aus einem Albtraum, sodass Decus Marnion sehr schnell bereit war, den Worten des Klostervorstehers zu glauben, dass dieses Gebiet nicht zu der Schöpfung des Allmächtigen gehöre, sondern eine Region der Dämonen und unholden Wesen sei. Der Orden, zu dem das Kloster gehörte, betrachtete sich denn auch als eine Gemeinschaft spiritueller Krieger, die durch Gebete und Rituale den Kräften des Chaos Widerstand leisten mussten. Die Eremiten und Wüstenwanderer, die sich von diesem Kloster aus auf den Weg machten, waren Helden und Märtyrer, Männer von gewaltiger Glaubenskraft und innerer Stärke. Selten kehrten sie von ihren Streifzügen zurück, und wenn, dann befanden sich die meisten in einem Zustand gänzlicher Zerrüttung. Andere, die wenigen Gesegneten und Auserwählten, hatten eine Sicherheit und Stärke gefunden, aber auch eine Einfachheit, die sie über alle Geschöpfe erhob. Allerdings auch eine Sanftheit und einen Humor, der sie liebenswert machte.

Bei seinem zweiten Ritt in die Wüste wurde Decus Marnion erneut vom plötzlichen trockenen Rascheln wirbelnden Sandes erschreckt. Er hatte keinen Luftzug gespürt, dennoch sah er sich von diesen Erscheinungen umringt. Sie umtanzten ihn, umschlichen und umzingelten ihn und nichts auf der Welt konnte Decus Marnion überzeugen, dass er nicht persönlich gemeint war, dass es nicht irgendeine Verbindung gab, die diese Phänomene mit seiner Anwesenheit verband. Aufberg hätte ihm Erklärungen geliefert, alles auf natürliche, physikalische Gesetze zurückgeführt. Der Allmächtige hatte seiner Schöpfung solche Gesetze gegeben, der Mensch konnte

sie finden und als Erklärung nutzen, um sich vor heidnischem Aberglauben zu bewahren.

Nichts hätte den Schrecken mindern können, der in die Seele Marnions einsickerte und ihn zwang, sein Pferd herumzureißen und loszupreschen, nur damit das Tier im nächsten Moment panisch wiehernd auf den Hinterbeinen aufstieg. Vor ihm, nicht zu unterscheiden von den Spindeln aus wirbelndem Sand stand eine Gestalt. Es war Zidiras, gekleidet in das einfache Gewand eines Klosterbruders, mit schütterem, schulterlangem Haar und langem Bart. Marnion wollte ihn ansprechen und wagte es in diesem Augenblick nicht. Wahrscheinlich wäre es sogar vergeblich gewesen, denn der Blinde schritt weit aus, kam manchmal ins Stolpern, aber bewegte sich doch mit erstaunlicher Geschwindigkeit weiter – hinein in die Wüste. Marnion beruhigte sein Pferd und setzte seine Flucht fort. Als er in vollem Galopp durch den Fluss gesetzt war, drehte er sich noch einmal im Sattel um. Zidiras war nicht mehr zu sehen.

Decus Marnion wartete drei Wochen und sandte dann der Hauptstadt einen Rapport, wonach sich das Problem Zidiras mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit erledigt habe. Die Zeit bis zum Eintreffen der Antwort vertrieb er sich, indem er Mamudy auf die Soldaten losließ. Dieser schliff die Truppe, bis diese das Graben von Bewässerungskanälen als pure Erholung empfand. Ein Ingenieur aus der Hauptstadt war immer noch in Baab-Kalat und beteiligte sich an Marnions Bewässerungsprojekt. Und wenn man davon absah, dass alle die von ihm ausgemessenen Hauptkanäle seltsame Krümmungen aufwiesen, dann arbeitete er wirklich gut. Decus Marnion hatte den Mann an einem Nachmittag auf diesen Mangel an geraden Linien angesprochen. Der

Ingenieur, im Schatten einer Zeltplane, hatte über den Rand seines Bechers gepeilt. Seine Augen waren, zumindest in der Einschätzung von Decus Marnion, für diese Tageszeit schon allzu gläsern. »Das muss so!«, lautete die Antwort.

Am nächsten Morgen war dem Ingenieur die Krümmung zum peinlichen Fehler geworden, den er bejammerte, nur um ihn am Nachmittag erneut als Ausgeburt höchster Ingenieurskunst zu verteidigen. Decus Marnion gab die Diskussion bald auf und sagte auch nichts mehr, als sich kuriose Teilungen der Gräben ergaben oder zwei Kanäle direkt nebeneinander verliefen, als wäre ursprünglich nur einer geplant gewesen.

Die Soldaten schaufelten und die Einwohner von Baab-Kalat staunten. Bei diesen Einwohnern handelte es sich durchwegs um Leute, die nicht in diesem Kaff geboren waren. Die allermeisten waren entflozene Sklaven oder Unfreie, die sich in diesem Winkel des Reiches vor Verfolgung geflüchtet hatten. Hier betrieben sie ein wenig Handwerk, versuchten, den Soldaten etwas zu verscherbeln und bearbeiteten kleine Felder, die kaum eine Ernte brachten, die die Aussaat rechtefertigte. Lediglich einige Dattelpalmen zeigten reiche Frucht. Decus Marnion war gelangweilt und Bauernsohn genug, um den Boden als fruchtbar anzusehen und es auf einen Versuch ankommen zu lassen. Er nutzte seine Position als Provinzverwalter, um Saatgut und Vieh zu organisieren und verpachtete die neu bewässerten Felder an die wenigen Interessenten. Diese, so stellte sich heraus, waren aus der Schuldknechtschaft geflohen oder aus einer Leibeigenschaft, in die sie sich selbst hatten verkaufen müssen. Nun begannen sie, geradezu von Wut besessen, das Land zu bearbeiten, das ihnen zwar nicht gehörte, ihnen aber zu anständigen Be-

dingungen überlassen worden war.

Aufberg humpelte beinahe täglich über die Deiche zwischen den Bewässerungskanälen, ein kluges Buch unter dem Arm und las den Landarbeitern aus den klassischen Texten der Agronomie vor. Die Reaktionen waren eher kühl, bis Decus Marnion der Geduldsfaden riss, er einige Arbeiter anheuerte, die sich nicht um die Parzellen beworben hatten und sie ein großes Landstück nach den Anweisungen Aufbergs bearbeiten ließ.

Der Wettstreit endete unentschieden, aber für alle Wettbewerber befriedigend. Aufberg schrieb eine profunde Kritik der agronomischen Klassiker und die skeptischen Landwirte übernahmen das, was sie als nutzbringend anerkennen mussten.

Aus der Hauptstadt kamen weitere Truppen und der Befehl, auf Befehle zu warten. Die einmarschierenden Tausendschaften wunderten sich darüber, dass beiderseits der befestigten Straße Felder in sattem Grün standen und lachten über die kuriosen Linien der Bewässerungskanäle. Bald lernten sie Tantor Mamudy kennen und ihnen verging das Lachen.

Decus Marnion spürte, dass er kurz davor stand, aus dem Stand des Soldaten in denjenigen des Bauern zu fallen. Oder aufzusteigen, je nach Sichtweise.

Manchmal wurde er doch wieder an seine Aufgabe erinnert. An einem Morgen wurde er von Aufberg geweckt. Die Geräusche von Baab-Kalat hatten sich verändert. War es anfangs nur ein Kaff gewesen, in dem allenfalls die Kirchenglocken und das Keifen einer Frau zu hören gewesen waren, klang nun das Hämmern durch den Ort, mit dem feste Unterkünfte für die wachsende Zahl der Truppen erstellt wurden. Die

Tiere, mit denen die Felder bestellt wurden, meldeten sich, Wagenräder knirschten, Reiter preschten zum Übungsplatz, wo sie unter der Knute von Ausbildern waren, die ihrerseits von Tantor Mamudy geschleift worden waren und ihn als Vorbild ansahen, auch was Stimmungslage und den Mangel an Menschenfreundlichkeit anging.

Decus Marnion ließ sich Zeit, schließlich war er in Vertretung des Kaisers an diesem Ort, das dort gebraute Bier war köstlich, zeitigte aber Nachwirkungen – wie er aktuell feststellte – und außerdem wurde er älter – wie schon seit einer Ewigkeit, vermutlich war Decus Marnion nie wirklich jung gewesen.

Vor dem Haus standen zwei Tiere, die er als halb tote Kamele und zwei Personen, die er als dreiviertel tote Männer identifizierte. Es waren von der Wüstensonne gegerbte Gestalten, deren Alter unter den tief eingegrabenen Falten nicht erkennbar waren. Gekleidet waren sie in einfach lange Gewänder, die mehr Schmutz und Risse als Stoff zeigten.

Obwohl sie mehr tot als lebendig waren, verneigten sie sich mit Eleganz und Würde und sprachen Decus Marnion an, der kein Wort verstand. Er erklärte, dass er sich um einen Übersetzer bemühen würde und wusste, dass die beiden Besucher ihn ebenso wenig verstanden. So standen sie eine Weile stumm gegenüber, bis Marnion der Gedanke kam, den Besuchern einen Trank anzubieten. Zum Glück war der Rekrut Josan in Rufweite. Josan war der Erste, an dem Tantor Mamudy gescheitert war, sodass nur die Alternative bestand, den jungen Mann zu köpfen oder ihm eine Aufgabe zuzuweisen, die weit ab von allem Militärischen lag. Decus Marnion hatte ihn versuchsweise die Überreste des letzten Sandsturms wegfegen lassen und zu seinem Erstaunen festgestellt, dass Josan seine Lebensaufgabe gefunden hatte. So

fand sich Decus Marnion in Gesellschaft eines Hausdieners wieder, der gerade dann aufblühte, wenn er Dinge zu erledigen hatte, die Marnion hasste.

Josan klapperte, kurz, nachdem Marnion seinen Befehl gebrüllt hatte, mit einem Tablett auf die Straße und erklärte unterdessen, dass er ein Getränk aus ein wenig Bier, viel klarem Brunnenwasser, Zitronen neuer Ernte und einer Prise Pfeffer kreierte habe, was dazu diene, im Rachen einen angenehmen Brand zu erzeugen, der den Durst zusätzlich lösche.

Decus Marnion empfand schon bei dieser Rezeptur keinen Durst mehr, aber die beiden Besucher griffen zuerst zögernd zu, tranken dann aber mit Behagen und dankten mit Gebärden für den Nachschlag. Entweder, sie waren höflich, oder das Gesöff war wirklich gut. Da auch die Kamele Interesse an den Bechern gezeigt hatten, ließ Marnion Wasser kommen, und betrachtete erstaunt, dass Kamele so einen großen Eimer mit einem Schlürfen leerten.

Inzwischen hatte Aufberg einen Reiter gefunden, der als Dolmetsch dienen konnte.

So erfuhr Decus Marnion, dass er Brakas-Kar und seinem Sohn Nibal gegenüberstand, dem Anführer der Raki-Schamar. Obwohl Decus Marnion nicht alles verstand, weil auch der Übersetzer mit einem fürchterlich unverständlichen Akzent sprach, konnte er sich die Geschichte zusammenreimen. Die Raki-Schamar, einst der mächtigste Stamm der Raki, waren durch eine Krankheit, die die meisten Mitglieder hingerafft hatte, geschwächt worden. Eine der Auswirkungen der Krankheit bestand in Unfruchtbarkeit der Frauen und wo es zu einer Schwangerschaft kam, drohte immer eine Fehlgeburt oder die Neugeborenen waren verunstaltet und nicht

lebensfähig. Da die Raki-Schamar darin nur eine Einwirkung dämonischer Wesen sehen konnten, verließen sie ihre angestammten Gebiete und zerstörten damit das bisher ausgewogene Gleichgewicht der Gebietsgrenzen, Wanderwege und Brunnennutzungen. Geschwächt, wie sie waren, konnten sie sich nicht zur Wehr setzen, wurden weiter und weiter getrieben und baten nun um einen Platz, um auszuruhen und ihre Tiere zu tränken.

Wie nicht anders zu erwarten, hatte inzwischen Aufberg Position bezogen und kritzelte frenetisch mit seinem Holzgriffel auf die Wachstafel. Dann humpelte er ins Haus.

»Die Raki sind Reichsfeinde«, erklärte er, als er wieder auf die Straße trat.

»Was sind Reichsfeinde?«, verlangte Decus Marnion zu wissen. Aufberg humpelte ins Haus zurück.

»Reichsfeind ist eine von der kaiserlichen Zentralkanzlei festgelegte Kategorie und bezeichnet Personen, die ohne Warnung und Verhandlung bei Überschreiten der Grenzen des Imperiums sofort in dem Sinne zu bekämpfen sind, dass man ihnen das Leben nimmt und keineswegs auf Gefangennahme oder Versklavung abgeht«, erklärte Aufberg nach einem Blick auf seine Notizen.

»Welcher Kaiser hat dies festgelegt?«

Aufberg humpelte ins Haus.

»Es war Samul-Shidan V.«

»Wann lebte der?«

Aufberg humpelte ins Haus.

»Vor 327 Jahren.«

»Wie lange hat er regiert?«

Aufberg humpelte ins Haus.

»Sechs Monate.«

»Wurde er von Reichsfeinden getötet?«

Aufberg humpelte ins Haus.

»Er starb an einer Gräte, die in seinem Hals stecken blieb.«

Aufberg stellte sich in Position, um ins Haus zu humpeln, aber Marnion grunzte nur und murmelte etwas wie *war also 'n verfressener Idiot*.

Decus Marnion betrachtete die abgerissenen Gestalten und bemerkte bei sich eine gewisse Sympathie. Was seltsam war, denn Decus Marnion hatte sonst keine Schwäche für Versager und die Raki-Schamar schienen ein Stamm von Versagern zu sein.

»Sie mögen in den Schutz des Imperiums kommen«, knurrte er, »es gelten die Gesetze des Imperiums unter der Regentschaft von Lakos I. und fremde Sitten werden nur geduldet, sofern sie im Rahmen dieser Gesetze bleiben, sonst gibt es keinen Schutz.«

Damit war die Sache entschieden. Decus Marnion sah zu, wie die beiden Raki auf ihre jämmerlichen Kamele kletterten und langsam in die Wüste ritten. Er war sicher – mit einer Mischung aus Bedauern und Erleichterung – dass er weder Brakas-Kar noch Nibal-Kar noch irgendeinen anderen Raki jemals wiedersehen würde. Aber am Nachmittag säumten Kamele beide Flussufer und sofften derart, dass nach Einschätzung Tantor Mamudy der Fluss zehn Schritte eher als sonst im Nichts versickerte. Hagere Frauen badeten ausgemergelte Kinder oder wuschen Greise und Kranke. Die Männer, noch hagerer, stellten sich mitten in den Fluss, der ihnen nicht einmal bis zu den Knien reichte und genossen einfach das Wunder, Wasser im Überfluss zu haben.

Wenn Decus Marnion, der sie von seiner Terrasse beobachtete, sie anschaute, dann erinnerten ihn diese Raki an

Mumien oder bestenfalls an Trockenfrüchte, wie sie Josan in Wasser einlegte, bis sie wieder aufquollen.

Die Raki schlugen ihre Zelte im Abstand zum Ort, auf der anderen Seite des Flusses auf. Nachts flackerten ihre mit Kameldung genährten Feuer. Decus Marnion empfand eine tiefe Beruhigung, als wäre dieses Lager, das sich zwischen Baab-Kalat und die Wüste geschoben hatte, ein Schutzdamm. In den ersten Wochen war aus dem Lager kein Ton zu hören, aber dann konnte man Stimmen vernehmen, später Lachen und schließlich, viele Wochen später, rhythmisches Klatschen und Gesang.

Die Raki tauschten mit den Einwohnern Baab-Kalats, um Nahrungsmittel zu erhalten. Viel hatten sie nicht anzubieten, aber die Frauen trennten sich von dem letzten Schmuck, die Männer verdingten sich als Helfer auf den Feldern, auch wenn ihnen diese Tätigkeit fremd war und manchem von ihnen unwürdig erschien und die Kinder machten sich im Lager der Truppen unentbehrlich, weil jeder Soldat ihnen lieber ein paar Kupfermünzen hinwarf als selbst die Rüstung zu polieren.

Soldaten gab es inzwischen genug. Aus welchen Gründen auch immer befürchtete der Kaiser einen Angriff auf das Imperium aus der Wüste heraus und schickte regelmäßig Truppenverstärkungen. Tantor Mamudy war inzwischen dazu übergegangen, nicht einzelne Rekruten zusammenzufalten, sondern seine üble Laune an ganzen Truppeneinheiten auszulassen. Decus Marnion hatte inzwischen für seine Beförderung gesorgt, damit alles seine militärische Ordnung hatte. Und solange Mamudy seine Finger von den Offiziersgattinnen ließ, deren Zahl mit dem Tross jeder neuen Truppe zunahm, war alles in schönster Ordnung. Entweder war es

das Alter oder aber Mamudy ließ sich nicht mehr erwischen oder seine Tätigkeit diente ihm ausreichend zur Abwechslung, jedenfalls legte sich die Unruhe Marnions nach einer Weile. Mamudy, der in all den Jahren kein Wort mit Aufberg gewechselt hatte, tauchte plötzlich in der Bibliothek auf und entrang sich den goldenen Satz: »Es gibt da doch solche Bücher.«

Was zuerst auf die Wirkung noch nicht ausgeschwitzten Alkohols zurückgeführt wurde, entpuppte sich bei der verschreckten Nachfrage Aufbergs als Bitte um militärhistorische Werke. Davon gab es eine Menge und so wurde der große Esstisch zweckentfremdet, unter Aufbergs Anleitung wurden mit Figuren Armeen aufgestellt und deren Bewegungen nachgespielt. Als Ergebnis dieser spannenden Tätigkeit wurden Mengen an Papieren mit Pfeilen und Kreisen bemalt und diese hielt Mamudy in der Hand, wenn er begann die Truppen zu scheuchen. Platz genug für ausgreifende Manöver gab es. Decus Marnion bat sich nur aus, auf die Windrichtung zu achten, damit der von Tausenden Füßen und Hufen aufgewirbelte Staub nicht über den Ort wehte.

Mamudy zerlegte jede Truppe in kleine Einheiten, fügte sie durch Trompetensignale zu größeren Einheiten zusammen, ließ diese vorrücken, wenden, kehrtmachen, die Front öffnen und wieder schließen, wieder und immer wieder, bis die Männer die Signale im Schlaf befolgten.

Dann knöpfte sich Mamudy die Kavallerie vor. Die Reiter hatten darunter zu leiden, dass Aufberg einige bekannte Klassiker der Hippologie und der Hippopolemie beschafft hatte, und diese uralten Schwarten wurden nun in Staub und Schweiß umgesetzt.

»Willst du auf die Hauptstadt marschieren, um dich als der miesepetrigste Kaiser aller Zeiten auf den Thron zu setzen?«, fragte Decus Marnion vorsichtshalber.

»Mit der Truppe könnte ich es machen, lasse es aber, weil jeder Kaiser ein Volltrottel und die Hauptstadt ein Haufen Dreck ist«, lautete die ehrliche Antwort. Decus Marnion entging nicht, dass Tantor Mamudy die Truppe nicht beschimpft hatte. Dann schnappte sich Mamudy die Wachstafel Aufbergs und kratzte das getreulich von diesem notierte Zitat aus. Vergeblich, wie er beim Blick auf die nächtliche Reinschrift Aufbergs bemerkt haben würde.

Die jungen Männer der Raki schauten den Reiterübungen mit Interesse zu und knabberten Nüsse und Datteln. Eines Tages waren sie verschwunden, ebenso wie das gesamte Lager mitten in der Nacht in aller Stille verschwand.

Kurz danach forderte ein Bote des Kaisers Truppen an. Decus Marnion schickte sie noch am selben Tag los und ließ Tantor Mamudy, mit grimmiger Miene, vor den Offizieren reiten. Er schaute dem Heerwurm nach, über dem die Standarten mit dem Zeichen I.S.E.A. wehten, und fragte sich, ob dieser plötzliche Aufbruch etwas mit dem Verschwinden der Raki zu tun hatte und welche Konsequenzen dieser Fall für ihn bringen würde.

Bis zu einer Antwort dauerte es wieder eine ganze Weile. Dann kam die Nachricht, dass die Tochter oder eher die Stieftochter, die so gerne Kaiserin an der Seite Lakos I. geworden wäre, diese Position auf andere Weise angestrebt hatte. Obwohl sie in einem kleinen Kloster auf einer winzigen Insel im Delta des Faijum leben musste, hatte sie ein Intrigennetz gesponnen, in dem sich auch einige der Großen des Imperiums verfangen hatten. Schließlich hatte sie das Signal

zum Aufruhr gegeben und war an der Spitze ihrer Truppen auf die Hauptstadt zumarschiert.

Der Kaiser hatte nur die kleinen, in der Hauptstadt stationierten Einheiten und die Truppen, die aus Baab-Kalat zu ihm stießen. Die kaisertreuen Truppen waren an Zahl deutlich unterlegen, sodass die Aufrührer sogleich zum Angriff übergingen. Nach wenigen Minuten hatte Mamudy sie derart ausmanövriert, dass die Alternative nur lauten konnte, vernichtet zu werden oder die Waffen zu strecken. Die Anführer der Revolte flohen, wurden gefasst und verschwanden von der Bildfläche. Es ging das Gerücht von einer Insel im Faijum, die gänzlich von einer unüberwindlichen Mauer umgeben war.

Decus Marnion stellte fest, dass er keineswegs bedauerte, an diesem Feldzug nicht teilgenommen zu haben. Ihm reichte es, bei der Ernte zuzuschauen, obwohl er drei oder vier Mal im Jahr dazu Gelegenheit hatte.

An einem Tag marschierten die Truppen wieder ein, und weil bekanntermaßen alle Dinge entweder gar nicht oder stets gleichzeitig geschehen, standen am selben Tag, als Tantor Mamudy Aufberg seine Erlebnisse in die Feder diktierte, Brakas-Kar und Nibal-Kar vor der Tür und baten in bekannter Weise um die Gastfreundschaft des Imperiums.

Sowohl die Männer als auch die Kamele sahen besser aus als je zuvor. Auf die Frage von Marnion, was sie in die Wüste getrieben habe, deuteten sie an, dass Mamudys Übungen mit der Reiterei sie inspiriert habe und auf Marnions nachfolgende Frage, wozu sie denn inspiriert worden seien, antworteten sie »Erledigung von Familiensachen«. Eine frische Narbe quer über das Gesicht von Nibal-Kar machte deutlich, um welche Familiensachen es sich handelte. Die

beiden Raki waren erfreut, weil sie Decus Marnion ein Geschenk überreichen konnten – Beute, wie sie freimütig zugeben. Es handelte sich um eine Kiste mit geheimnisvollen Schriftzeichen, in der sich Geschirr befand. Decus Marnion nahm die Geste ebenso erfreut zur Kenntnis, konnte mit der Sache an sich wenig anfangen, denn als ihm Josan Bier in einem der Behälter kredenzte, zerbrach dieser in Marnions Hand.

Dabei wäre es geblieben, wenn nicht einige Tage später eine kuriose Reisegesellschaft über die breit ausgebaute Militärstraße nach Baab-Kalat eingezogen wäre. Mittelpunkt war ein in flammendes Rot und Orange gekleideter Mann, der in einer Sänfte saß, die zwischen zwei Pferde geschnallt war. Als die Gruppe vor der nicht mehr ganz so bescheidenen Villa des Decus Marnion anhielt, die sich inzwischen überdies der Bezeichnung *Palast des Provinzverwalters* erfreuen durfte, stellte sich der Sänftenbenutzer als Tatus heraus, der ehemalige Kampfgefährte Marnions. Tatus war nicht geschrumpft, dennoch hatte sich das Verhältnis von Körperlänge zu Körpergewicht entscheidend verändert. Der vorher so muskulöse Tatus war in einen birnenförmigen Zustand übergegangen, mit dem er äußerst zufrieden war, garantierte ihm der Leibesumfang doch die Seriosität, die er in seiner neuen Tätigkeit als Handelsmann brauchte. Sein Besuch war einerseits *reine Gefühlsduselei* – wie es Tantor Mamudy ausdrückte, der selbstverständlich Tatus ebenso wenig wie irgendeinen anderen Menschen mochte – andererseits aber *reine Geldgier* – so Tantor Mamudy, der sich selbst ja auch nicht mochte.

Josan, der mangels Sandsturm wenig Zeit mit Staubwischen verbringen durfte und daher seine Küchenexperimente fort-

führte, stürzte auf die Straße, um dem Gast seine neueste Kreation zu kredenzen. Mangels eines anderen Behälters hatte er sich in der Kiste mit den unbekanntem Schriftzeichen bedient. Tatus bedankte sich, trank tapfer und dann quollen ihm die Augen derart aus dem Kopf, dass Josan vor Schrecken blass wurde. Anlass war aber nicht der Inhalt gewesen, sondern der Behälter.

»Wo hast du das her?«, kreischte Tatus und Josan stotterte etwas von einer Kiste.

Als sich Tatus an Decus Marnion wandte, konnte der nur so etwas wie »Raki-Zeugs, ist unbrauchbar, hab schon was kaputt gemacht« antworten. Worauf sich die meisten Anwesenden wunderten, weil Tatus mit den Worten: »Du dummer, dummer Hinterwäldler!« dem Provinzverwalter mit der flachen Hand auf den Bürstenschnitt klopfte und sich sehr empört zeigte, als ihm von den bisherigen Verlusten berichtet wurde.

Als sich Tatus wieder einigermaßen beruhigt hatte, fragte er Marnion: »Weißt du überhaupt, was das ist?« und als Marnion wahrheitsgemäß antwortete, es sei unbrauchbares Geschirr, war es mit der Beruhigung wieder vorbei und Tatus hüpfte derart, dass sein Bauch fast das Dreifachkinn berührte. Dann erklärte er, dass es sich um unfassbar wertvolle Tonware aus Sinnang handelte, jenem Kontinent, der mehr als Gerücht denn als Tatsache am anderen Ende der Wüste lag. Und weiterhin deutete das Muster darauf hin, dass dieses Geschirr zur Benutzung des Kaiserhofes dieses fremden Landes gedacht gewesen sei, denn auch dieses Volk habe einen Kaiser, der weiteren Gerüchten zufolge, in großer Pracht lebe. Decus Marnion äußerte den Verdacht, dass der Kaiser dieses fernen Landes wegen ständig kaputten Geschirrs schnell an

Hunger sterbe, was Tatus zu einem erneuten Wutanfall zwang.

»Schau dir doch deine sogenannten Hände an«, schrie er und schien einige rollende R auch dort einzubauen, wo sie nach normalem Verständnis nicht zu finden waren. Decus Marnion schaute sich seine sogenannten Hände an, die von der Form her quadratisch waren, mit der vorgeschriebenen Zahl an Fingern, die bei ihm an sorgfältig gestopfte Räucherwürstchen erinnerten. Diese Pratzten, die bisher immer alles zur Zufriedenheit erledigt hatten was nötig war – ein Schwert halten, einen Leiterholm umklammern, während er sich auf dem Weg zu einer Mauerzinne befand, einem Gegner die Kehle zerdrücken – waren für diesen kaiserlichen Kram nicht gedacht. Marnion erklärte, dass er mit einer Holzschüssel voller Brei am glücklichsten sei, weshalb er Tatus den ganzen Kram schenke, damit der ihn sich in eine jener Stellen stopfen möge, die bei einem Schwarzen nicht schwärzer seien als bei einem Weißen.

Tatus war sofort beruhigt, nahm die Kiste und stellte zwei seiner Begleiter zur Bewachung ab. Am nächsten Tag führte er irgendwelche Verhandlungen mit Brakas-Kar. Aufberg wurde fast hysterisch, weil er keine Notizen machen konnte, befragte aber einen jungen Raki und erfuhr, dass sich der schwarze Händler ganz beiläufig erkundigt habe, ob die Raki eventuell Wege durch die Wüste bis Sinnang kennen würde und ob sie und so weiter. Auf Nachfrage erfuhr Aufberg, dass die Raki auf ihren Zügen nie soweit gekommen waren, dass es allerdings einen halb geheimen Tauschplatz in einer Gebirgsschlucht gebe, an dem sich eingeweihte Karawanenführer träfen, um ihre Geschäfte abzuwickeln.

Tatus verbrachte einen weiteren Tag, um Lederwaren und

Kupferschmuck zu kaufen, hatte dann einen feuchtfrohlichen Abend mit Marnion und Mamudy und zog am nächsten Tag weiter, die Kiste vor sich in der Sänfte. Auf der Anhöhe ließ er den Zug wenden und erklärte Marnion, dass er sich ewig dafür hassten würde, aber eben nicht der Kerl sei, der einen alten Kumpel übers Ohr haue. Angesichts der enorm wertvollen Ware werde er sich als Makler betätigen, für sich einen gerechten Prozentsatz einbehalten, den Rest aber Marnion zurückbringen. Ob Decus Marnion einen speziellen Wunsch habe, was er aus der Hauptstadt mitbringen solle. Marnion überlegte und beugte sich dann mit verschwörerischem Augenzwinkern vor. Aufberg machte einen Schritt auf die beiden Männer zu, konnte aber zu seinem Ärger nur verstehen: »Es gibt hier einen bedauerlichen Mangel an ...« Worauf Tatus mit den Augen rollte und nach der Farbe fragte.

Im Protokoll des Tages schrieb Aufberg, dass Provinzverwalter Decus Marnion nach einem Pelzmantel aus Material verschiedener Farben gefragt habe, was zwar einerseits seltsam, angesichts der eiskalten Wüstennächte keineswegs seltsam sei. Aufberg liebte solche stilistischen Finessen.

An manchen Tagen starrte Marnion in die Wüste und begann, sich über sein Dasein zu wundern. Da lag diese ausgedörrte Einöde und sandte manchmal, wie eine Drohung, das lang gezogene Heulen eines Tieres – wenn es denn ein Tier war und nichts anderes, über das er lieber nichts wissen wollte – über den Fluss. Aber sie schien zumindest für ihn an Schrecken eingebüßt zu haben, vor allem, wenn er sah, wie sich Kameltrupps der Raki auf den Weg machten, in der flirrenden Luft zu riesigen Gestalten zu wachsen schienen und dann plötzlich verschwanden. Die Raki zogen ein Netz

über das Große Nichts und begannen, es zu bändigen. Der Beginn einer Versöhnung mündete an einem Tag in neuem Erschrecken. Kurz zuvor hatte ein Sandsturm getobt. In Baab-Kalat waren die Schutzsegel über die Gassen der inneren Stadt gezogen worden, Tantor Mamudy ließ seine Truppe noch ein Weilchen exerzieren und verkündete dann das Ende der Übung, was zu plötzlicher Leerung des Platzes und ebenso plötzlicher Füllung der Schenken führte. Die Bauern gönnten sich ebenfalls eine Pause und freuten sich über den Dünger, der auf ihre Felder gewirbelt wurde. Der Sturm tobte lange und es gab in den Wirtshäusern Diskussionen, ob dies der längste Sturm sei, den sie je erlebt hätten oder einfach nur einer von vielen, die länger waren als jene Windereignisse, die früher aufhörten. Für Decus Marnion war es kein Zufall, dass er nach dem Abflauen des Sturms einen Rundgang durch Baab-Kalat machte und auf der Wüstenseite stand, als von dort einige Wanderer auftauchten. Lange bevor er irgendeine Einzelheit erkennen konnte, wusste er mit einem plötzlichen Rasen seines Herzens, dass Zidiras zurückkehrte. Was nicht sein konnte, denn der Metropolit war seit Jahren in der Einöde verschollen. Und was dennoch geschah, wie Marnion genau wusste. Zidiras trug noch immer das lange Mönchsgewand, das nun vor Schmutz starnte. Seine Haut war tiefbraun, nur seine Narbe leuchtete wie ein Fanal. Er befand sich in Begleitung von drei oder vier Männern in ähnlicher Kleidung, die ihn um mehrere Haupteslängen überragten. Etwas an diesen Begleitern war falsch, befand Decus Marnion, etwas stimmte nicht an der Art, wie sie sich bewegten und überhaupt wirkten sie mit ihren überlangen Gliedern wie Insekten, die sich als Menschen verkleidet hatten.

Mit gesenkten Köpfen schritten sie an dem Provinzverwalter vorbei. Zidiras hielt jedoch an. Er schien zu wittern, seine blinden Augen suchten und richteten sich für eine Weile in die Richtung, in der Marnion wie eine Salzsäule erstarrt war. Dann schritt Zidiras mit einem Murmeln weiter aus, sein Ziel war offensichtlich das Kloster.

Die Rückkehr beglückte Decus Marnion keineswegs, zumal er eine andere Aufgabe gefunden hatte. Er verwaltete Baab-Kalat, die größte Garnison des I.S.E.A., organisierte die Ausbildung der Truppen und das Funktionieren der Landwirtschaft. Schon vor einiger Zeit hatte er dem Kaiser mitgeteilt, dass sich unter seinen treuen Soldaten nun auch ein größeres Kontingent Kamelreiter befände, die er aus dem Stamm der Raki-Schamar gebildet habe. Der Imperator in der fernen Metropole zeigte sich darüber höchst zufrieden und verlieh der Truppe eine Standarte mit der inzwischen überall eingeführten Abkürzung I.S.E.A., jenem in vier Buchstaben gegossenen Ausdruck des neuen Fundaments, auf dem das Reich ruhte.

Marnion erwartete jeden Augenblick ausbrechenden Ärger mit Zidiras, täuschte sich aber. Der Metropolit bezog eine Zelle im Kloster, verschmähte die ihm zustehende Wohnung und pflegte keinen Kontakt zu den Mönchen. Nur seine Begleiter stellten die Verbindung zur Außenwelt her. Ihre Zahl hatte sich vergrößert, immer wieder schlurften die langgliedrigen Gestalten einzeln oder zu zweit aus der flirrenden Wüstenhitze und gesellten sich zu dem Kreis um Zidiras. Von ihnen wusste man inzwischen, dass sie Raki waren, die von ihren Sippen ausgestoßen worden und zu einem Leben als Wüstenwanderer verurteilt waren. Ein schweres Los, ohne Zweifel, aber für Marnion noch lange kein Grund, ihnen

zu trauen. Sie waren stets scheu, mieden jeden Kontakt, und falls dieser doch unumgänglich war, verhielten sie sich schüchtern und höflich, fast unterwürfig. Sie blieben im Hintergrund, dennoch verabscheute der Provinzverwalter alles an ihnen – ihre überlangen Glieder mit den Spinnenfingern, ihre übergroßen Augen, die so schwarz waren, dass man Pupille nicht von Iris unterscheiden konnte und sich lediglich einer Art von raubtierhaftem Starren gegenüberfand. Marnion überkam jedes Mal das Gefühl, von ihnen abgeschätzt und beurteilt zu werden wie ein Gaul, den man kaufen wird, wenn der Preis genügend gefallen ist. Offensichtlich machten auch die Raki-Schamar einen Bogen um diese Wüstenbewohner.

Um Zidiras von seinen Begleitern zu trennen, erkundigte sich Marnion, ob Brakas-Kar bereit sei, die verstoßenen Raki als Side aufzunehmen. Der Gedanke stammte von Aufberg, der ein neues Buch über die Gesellschaft der Wüstenvölker schrieb. An einem Abend, der sich dann bis in den Morgen hinzog, legte er Marnion seine Erkenntnisse dar. Side oder Sidi war ein Ausdruck, der sowohl passiv als auch aktiv gebraucht wurde. Er bezeichnete die Umarmung, mit der ein Sippenoberhaupt einen Verstoßenen zu seinem Side, seinem angenommenen Sippenmitglied machte. Zugleich meinte der Begriff auch die Haltung von Treue und Demut, ja sogar Unterwerfung, die billigerweise von einem derartigen Side oder Sidi zu verlangen war.

Brakas-Kar war wenig angetan, die Wüstenwanderer zu Side-Raki-Schamar zu machen, versprach aber, den Fall dem Rat der jungen Männer und dem Rat der alten Männer sowie dem Rat der jungen Frauen und dem Rat der alten Frauen vorzulegen. Soviel wusste Decus Marnion inzwischen von

den Raki, dass diese sich vor klaren Verneinungen scheuten. Man hielt sich gerne alle Optionen offen, aber diese Antwort war an einem klaren Nein ziemlich nahe dran, schob diese Ablehnung aber wie gewünscht auf die lange Bank. Auf die sehr lange Bank, denn die Raki hatten als Wüstenmenschen kaum eine materielle Kultur. Stattdessen pflegten sie einen Reichtum an Sagen, Legenden und Märchen und konnten sich stundenlang über die feinsten Nuancen eines einzigen Wortes streiten. Ratsversammlungen dauerten entsprechend lange, weil kein Raki die Unhöflichkeit besessen hätte, sich kurzzufassen und seine Zuhörer mit einer Wortmeldung zu beleidigen, die weniger als eine halbe Stunde dauerte.

Daher vergaß Decus Marnion den Vorschlag beinahe, machte nur seine regelmäßigen Inspektionsrunden, auf denen er den Metropolitener umringt von seinen zurückhaltenden Begleitern fand, und kehrte mit dem Gefühl in sein Haus zurück, dass ihm im Augenblick die Hände gebunden waren.

Dieses Gefühl verstärkte sich, allerdings auf anderer Ebene, als unvermutet Tatus nach Baab-Kalat einritt. Noch immer waren seine Kleider von flammender Röte oder Gelbheit, sehr schön passend zu seiner dunklen Haut und auch zu dem grellen Sonnenlicht, unter dem die Landschaft lag. Marnion entging aber weder, dass Tatus' Obergewand eine breite goldene Borte besaß, noch dass seine Pferde von allerbesten Rasse waren, noch dass eine Herde weißer Kamele von ebenfalls besten Rasse über den Fluss und vor das Zelt des Brakas-Kar getrieben wurde. Dennoch entgingen ihm andere entscheidende Dinge, denn als er das Haus betrat, hörte er den Diener Josan kreischen und einige andere, bisher unbekannte, scheltende Stimmen in weiblicher Tonlage. Aufberg rannte mit allen Anzeichen der Panik an ihm vorbei und ver-

rammelte sich in der Bibliothek.

Josans Anfälle ließen sich am besten aus der Distanz ertragen, also verzog sich Decus Marnion, da die Bibliothek, die angeblich seine war, zurzeit nicht betreten werden konnte, auf die große Terrasse. Zumindest versuchte er es, sah sich aber darin von einem Wesen gestört, das ohne Zweifel eine Bessini war. Erkennbar an der fast schwarzen Haut und einer Figur, die so wirkte, als hätte man eine normale Frau um ein Viertel zusätzlich in die Länge gezogen. Dennoch hatte sie ihre unzweifelhaften Reize, zu deren Betrachtung der Provinzverwalter nicht mehr kam, weil von weit oben, geschätzte ein-einhalb Köpfe über dem seinen, die empörte Frage erklang, wie er in einem solchen Chaos leben könne.

Decus Marnion antwortete ehrlich, dass sie dies – wer auch immer sie sei – einen feuchten Dreck angehe und dass dies sein Haus sei.

Die Antwort bekam er nur mit halbem Ohr mit, weil jetzt Josan auftauchte, nicht mehr kreischend, dafür jammernd, weil ein weibliches Wesen mit erstaunlich heller Haut und rotblondem Haar sein Ohr verdreht hatte und ihn wie ein Hündchen an der Leine führte.

Langsam schwante Decus Marnion, was los war, konnte sich aber deutlich erinnern, dass er Tatus nur ins Bockshorn hatte jagen wollen. Dann fiel ihm ein, dass sein ehemaliger schwarzer Kamerad sich schon immer durch einen eklatanten Mangel an Ironiefähigkeit ausgezeichnet hatte. Die Völker der Südost-Provinz besaßen vielleicht Humor, aber jedenfalls keinen, den Marnion je entdeckt hätte. Ein schwerer Fehler, wie er angesichts einer Brünetten und einer zierlichen Fajumi-Schönheit, die sich gerade an den Umbau seines Lieblingszimmers machten, nun feststellen musste.

Decus Marnion stapfte davon, nicht ohne in seiner Verwirrung einen Geistesblitz zu haben, denn er brüllte, man solle seinen Diener Josan gefälligst loslassen, damit er sich auf dem Markt um Stoffe für Damenkleidung kümmern könne. Josan wurde freigelassen, patschte mit einem empörten Sssssssssssss der Rothaarigen auf die Oberarme, konnte einer Ohrfeige gerade noch ausweichen und sauste davon.

Marnion riet den Damen, es waren fünf oder sechs, genau hatte er das noch nicht feststellen können, sie mögen sich wie zu Hause fühlen, aber nicht zu sehr. Was sie sowieso schon taten, aber ein alter Soldat wie Decus Marnion mochte es eben, wenn er Dinge befehlen konnte, die sowieso schon passierten.

Er hätte Tatus, diesem Witzbold, den rasierten Kopf gewaschen, wenn ihn nicht einige Mönche des Klosters aufgehalten hätten. In ihren Augen stand das blanke Entsetzen. Zidiras war in die Kirche gestürmt, hatte sich bis zu der Wand mit den heiligen Bildern getastet und diese in wilder Wut abgerissen und zertrampelt. Das Kloster hätte den Verlust seiner schönsten Ikonen zu beklagen gehabt, wären nicht zufällig einige Brüder bei der Feier einer kleinen Messe gewesen und hätten diese unterbrechen und den Tobenden überwältigen können. Die Mönche erklärten dem Provinzverwalter, der seit Urzeiten keine Kirche von innen gesehen hatte, dass auf Befehl des Kaisers in allen Kirchen seines Imperiums ständig Messen gefeiert werden sollten, damit der Lobpreis des Allmächtigen im I.S.E.A. auch nicht einen Herzschlag lang unterbrochen werde.

Marnion erinnerte die Brüder daran, dass Zidiras noch immer Metropolit sei, außerdem mit den nie verlöschenden Weihen

versehen. Für einige Minuten dachte er darüber nach, Zidiras die Kehle durchzuschneiden und sich zwecks Hinrichtung in die Hauptstadt zu begeben. Das war jedoch nicht im Sinne des Imperators und außerdem führte Josan gerade eine Prozession von Händlern mit Stoffballen, Schneidern und Näherinnen in sein Haus, was eine gewisse Neugier bei ihm erregte. Marnion sprach das Verbot für Zidiras aus, die Kirche allein und ohne Bewachung zu betreten und schickte nach einigen fußlahmen Soldaten, die für diese Bewachungsaufgabe geeignet waren.

Dann holte er tief Luft und betrat das Haus, das er bis vor Kurzem noch als sein eigenes bezeichnet hätte.

Tatus hatte offenbar ein schlechtes Gewissen, denn er ließ Marnions Anteil an dem Geschäft, einen schweren Beutel voller Goldmünzen, durch einen Diener überbringen. Der schaute sich allerdings derart feixend und neugierig im Haus um, dass ihn der Provinzverwalter mit der flachen Klinge auf die Straße prügelte und ihm hinterher schrie, Tatus könne sich jeden Gedanken an die Eröffnung eines Handelskontors in den schwarzen Arsch stecken.

Einige Tage später sah die Sache schon anders aus und Tatus schien mit diesem Effekt gerechnet zu haben, als er breit grinsend vor der Tür stand. Aufberg erklärte, der Provinzverwalter sei gerade beschäftigt, habe ihn aber mit den Geschäften betraut, sodass er Tatus die Eröffnung des Kontors erlaube und hier eine Liste mit Büchern ...

Aus dem Obergeschoss kam lautes Quietschen, Jauchzen und Kichern, Aufberg verdrehte die Augen, Tatus grinste noch breiter und zog mit dem Bestellzettel ab.

Zidiras sorgte noch einmal für Ärger. Zum erneuten Entsetzen der Mönche hatte er die Klosterbibliothek gestürmt

und die 33 Artikel des Glaubensbekenntnis der Reichskirche in tausend Stücke zerfetzt, sich danach in gleicher Weise an den 333 Erkenntnissen über das Wesen des Allerlösers vergangen und schließlich noch die 3.333 Wahrheiten des letzten maßgebenden imperialen Kirchenkonzils zerstört. Dabei habe er gebrüllt, dass all dies Menschenwerk sei und daher sündig. Ein älterer besonnener Klosterbruder, der einen Großteil seines Lebens allein in der Wüste verbracht hatte, wandte ein, dass derartige Zerstörung von Büchern auch nur Menschenwerk sei und man überdies angesichts der Schwäche des menschlichen Wesens absolute Wahrheiten in Schriftform kaum zu erwarten habe. Er habe in der Wüste gelernt, dass der Allmächtige seinen Sitz im Herzen des Einzelnen habe und angesichts der Verschiedenheit der Menschen und der Tatsache, dass der Allmächtige logischerweise nicht mit sich selber Krieg führe, es wenig sinnreich sei, sich über Glaubensartikel zu streiten, dies gleichwohl sehr viel Freude bereite, nur solle man sich nicht allzu ernst nehmen, denn nach achtzig Jahren sei der Ärger sowieso vorbei, man selbst in den Händen des Allmächtigen und bis dahin sehr wohl in der Lage, manchmal die Zähne zusammenzubeißen, selbst wenn andere Unfug reden.

Zidiras hatte diese Meinung entweder nicht verstanden – der ehemalige Wüsteneremit sprach leise und neigte zum Nuscheln – oder er hatte sie sehr wohl verstanden. Jedenfalls zeigte er einen Wutanfall und in all dem Geschrei, das er mit seiner rauen Stimme ausstieß, verstanden die entsetzten Brüder nur, dass Zidiras berufen sei, das Haus der Laster zu reinigen, weil die Allmacht durch ihn zu sprechen beschlossen habe. Worauf die Brüder ihn als armen Irren in einen Nebenhof führten, wo der Metropolit im Angesicht

seiner Begleiter weitertobte.

Decus Marnion kam zu dem Schluss, dass Metropolit Zidiras einen massiven Dachschaden haben musste, aber immer noch seinen Rang hatte. Er stapfte überlegend durch den Raum, wobei er die Füße sehr sorgfältig setzte, weil mehrere Kleinkinder als verschiedenfarbige Versionen seiner selbst über den Boden krabbelten. Dann ließ er aus dem Militärlager einige Maurer holen und befahl, für Zidiras einen vom Kloster getrennten, von einer hohen Mauer umgebenen Bereich zu bauen. Nach kurzer Überlegung erlaubte er sich die Boshaftigkeit, sämtliche Türen und Eingänge so erstellen zu lassen, dass man sie nur auf dem Bauch durchqueren konnte. Damit verschwand Zidiras tatsächlich aus dem Gesichtskreis des Provinzverwalters und andere Dinge gewannen an Wichtigkeit, wie zum Beispiel der Bau der großen Wasserräder, mit denen der bewässerte Bereich auch auf jene Gebiete erweitert werden konnte, die oberhalb des Flusses lagen.

Als Brakas-Kar um eine Unterredung bat, hatte Marnion schon wieder vergessen, um was es ging. Wie bei den Raki üblich, plauderte der Anführer der Raki-Schamar erst einmal ein Stündchen über Gott und die Welt, bis er zum Anlass seines Besuches kam.

»Wir sind einstimmig der Überzeugung, dass die Begleiter deines Metropoliten keine Side-Raki sein können«, erklärte Brakas-Kar. »Sie sind nicht wie wir. Sie stammen nicht aus der Welt, aus der wir stammen. Es gibt keine Verbindung.«

»Aber sie sprechen doch eure Sprache, wenn auch in einer besonderen Ausformung. Aber sehr verständlich«, wandte Decus Marnion ein.

Brakas-Kar antwortete mit einem Kopfschütteln, das beinahe

ärgerlich wirkte, als hätte Marnion ihn persönlich beleidigt.

»Die Sprache tut nichts zur Sache«, antwortete er dann. »Sie kennen die Worte und sie wissen, wie man sie in rechter Weise verbindet.« Brakas-Kar verstummte, seine Augen huschten über die Wand, dann fasste sein Blick wieder den Provinzverwalter. »Aber hinter den Worten hat jede Sprache ein Herz und einen Geist. Jeder Satz ist auch Ausdruck dieses Geistes. Bei ihnen gibt es diesen Geist nicht. Sie sind Fremde. Wir nennen sie ... A-Raki!«

Zum ersten Mal in seinem Leben hörte Decus Marnion das, was Aufberg ihm später als das *dezisiv-finale Negations A* erläuterte. Ein einzelner Laut, ein A schnell und hastig ausgestoßen, als hätte der Klang in diesem Moment einen schlechten Geschmack und müsste wie eine giftige Substanz ausgespien werden. Dieses A war das härteste *Nein, nicht, niemals, keinesfalls, nie im Leben*, das die Sprache der Raki kannte, Männer benutzten es selten, Frauen fast nie, und wenn sie es taten, dann lag zwischen A und einem Messerstich ins Herz nur ein Hauch und eine Sekunde des Zögerns.

»A-Raki?«, murmelte Decus Marnion. Enttäuscht war er nicht, denn er hatte schon mit dieser Entscheidung gerechnet. Aber es war, als hätte Brakas-Kar ihm einen Verdacht oder eine Befürchtung bestätigt und sie damit bestärkt. Nun ließen sie sich nicht mehr als bloße Grille beiseiteschieben. »A-Raki – die, die nicht wie ihr sind und es nie sein werden?«

Brakas-Kar nickte. Sie plauderten noch eine Weile, dann stand der Raki auf, um sich zu verabschieden. Marnion begleitete ihn auf die Straße. Zwischen Fußgängern, Reitern, Kamelen, Ziegen, Schafen, Rindern und Frachtwagen zog auch ein Grüppchen Mönche vorbei. Decus Marnion und Brakas-Kar grüßten mit einer höflichen Verneigung und

wurden mit Segensgesten zurück begrüßt. Der Raki schaute ihnen nach.

»Euer Gott und unsere Götter sind verschieden«, sagte er plötzlich. »Aber ob einer oder viele, ihr Sitz ist im Herzen eines Mannes. Die Götter wollen, dass wir das Herz eines Mannes sehen und die Taten, die diesem Herzen entspringen, denn so ehren wir auch sie, weil sie sich in dem Guten verbergen, das aus dem Herzen kommt. Hüte dich vor deinem Metropoliten und seinen A-Raki. Die Wüste hat sie verrückt gemacht. Sie tragen Dämonen in sich.«

Decus Marnion schaute dem Raki hinterher, wie er auf seinem schneeweißen Kamel, mit rhythmisch schwingenden Sattelverzierungen, fortritt. Es fiel ihm leicht, sich vor Zidiras zu hüten. Pfaffen waren Decus Marnion schon immer ein Graus gewesen. Obwohl sich dieses Gefühl der Abwehr aus zwei sehr unterschiedlichen Quellen speiste. Da war zum einen blanker Neid angesichts einer heiteren Gelassenheit, die jede Beschwernis des Lebens als willkommene Gelegenheit annahm, den eigenen Wert im Angesicht des Allmächtigen zu beweisen. Marnion hatte diesen Glanz bei Dorfpriestern erlebt, die sich einer plündernden Soldateska entgegenstellten und bei höchsten Würdenträgern, die in einem kleinen Eisenkäfig zu ihrer Hinrichtung geschafft wurden. Aber Marnion erinnerte sich auch noch an den Priester seines Heimatdorfes. An einen ungewaschenen Grobian, der den Frauen hinterherstieg und den Allmächtigen zum Komplizen seiner miesen kleinen Geschäfte und seines zwergenhaften Machtstrebens machte. Aber in den Erinnerungen lagerte auch eine Nacht im November, Kälte, Sturm und Regen, sämtliche Dorfbewohner aneinander gedrängt wie eine von Wölfen umlauerte Herde, aus den

jagenden Wolken kam das Schreien, Pfeifen und Kreischen einer dämonischen Jagd und jeder wusste, dass in dem Knacken gepeitschter Äste und dem Krachen berstender Stämme Scharen von Unholden aus dem Unterholz gegen den Ort vorrückten. Vor der durch ihre Angst zusammengebackenen Menge stand der jämmerliche Dorfpriester, dieser geile Schmutzfink, der Sturm wühlte in seinem zotteligen Bart und scheidete sein langes graues Haar. Aufrecht stand er, schrie seine Beschwörungsformeln und wedelte mit einem Grasbüschel, das er in einen Holzeimer tauchte, in dem von ihm geweihtes Wasser war. Es war ein Kampf, der Stunden dauerte, in dem der Priester seine Gebete schrie und geheiligtes Wasser verspritzte und die Dörfler den Himmel leise wimmernd um Beistand anflehten. Schließlich verstummte der Lärm der Dämonenjagd über den Wolken und mit dem Sturm legte sich auf der Lärm in den Wäldern. Erschöpft schickte der Priester seine Herde in ihre Häuser. Auch wenn Decus Marnion sich schon damals gesagt hatte, dass dies ein Überflug einer großen Menge Zugvögel gewesen sein musste und eine Windhose morsches Holz im Wald gefällt hatte, blieben doch Zweifel. Denn wer sagte dem zehnjährigen Naseweis, dass Dämonen sich nicht als Zugvögel tarnen können, um die allzu klugen Menschen hinters Licht zu führen? Auf jeden Fall hatte der jämmerliche Dorfpriester damals einen Höhepunkt gehabt, war so ehrwürdig gewesen wie ansonsten widerwärtig.

Zidiras verband das alles in seiner Person. Er war mutig, kämpferisch, bis zum Letzten von sich selbst überzeugt, eitel, hochmütig, kompromisslos. Mit einem leichten Schwindelgefühl registrierte Decus Marnion, dass man alle diese Eigenschaften auch zu den Charakteristika des gefallenen ersten

Engels, des Widersachers des Allmächtigen, zählen konnte. Er suchte mit den breiten Füßen einen festen Stand, weil der Boden unter ihm zu wanken schien. Wenn er weiter darüber nachdachte, über diesen Metropolit, dann würde es keinen Boden mehr geben, der schwanken könnte.

Aus dem Haus kamen keifende Stimmen und Josan tauchte unter der Tür auf und hatte seinen *Bitte, bitte, Hilfe, diese Weiber drehen wieder durch-Blick*. Decus Marnion stampfte ins Haus. Er war froh, dass er aus seinen Gedanken gerissen worden war. Vielleicht lag darin, in dieser Ablenkung, ja der tiefere Sinn jedes Familienlebens.

Manchmal tauchte Decus Marnion aus einem anderen Fluss, dem Fluss der Zeit, auf und wunderte sich. Er wunderte sich, als seine älteste Tochter – die Rothaarige mit den grünen Augen, wie nicht anders zu erwarten – ihm zum ersten Mal Widerworte gab, ihn sein ältester Sohn beim Ringen zum ersten Mal mit einem Schulterwurf auf den Boden schickte und er wunderte sich, als Tantor Mamudy zum ersten Mal an einem Stock ging. Manche Dinge änderten sich dennoch nicht, denn Mamudy erklärte, dass er nun seit verschissenen zwanzig Jahren einen verfluchten Armbrustbolzen in seinem mistigen rechten Oberschenkel habe und nun verdammt noch mal so einen elenden Stock nutzen dürfe, auch weil er jetzt ja der Drecks-Generalkapitän dieses Affenimperiums sei. Aufberg hatte sorgfältig notiert und schrieb am Abend in das Protokoll, dass der auf Drängen des Provinzverwalters neu ernannte Generalkapitän des Imperiums trotz seines hohen Ranges noch die Sprache des einfachen Fußsoldaten sprechen könne und, obwohl von ersten Gebrechen des Alters gezeichnet, sich sein feuriges Temperament bewahrt habe.

Tatus verschwand in den Wirbeln der Zeit, als ihn in seiner

Heimatprovinz ein Flusspferd zertrampelte, ebenso Brakas-Kar, der in der Wüste verschwand und als Stammesführer der Raki-Schamar durch Nibal-Kar ersetzt wurde.

Inzwischen ließen sich auch andere Raki-Stämme in Baab-Kalat blicken, das entweder eine neutrale Zone war oder durch das Übergewicht der Raki-Schamar über die Raki-Khalli und die Raki-Ruhall als Ort für Auseinandersetzungen ausfiel. Vielleicht waren sie einfach nicht die finsternen Raufbolde, als die sie in den Schriften des Imperiums dargestellt wurden. Ein ausreichender Zugang zu Wasser und Weideland krepelte die meisten von ihnen um und ließ den Viehzüchter durchschimmern. Sie machten es sich in einem Zwischenbereich bequem, lebten weiterhin in Zelten, aber wandten der Wüste den Rücken zu und bekamen einen suchenden Blick, der jeden Fleck auf seine Brauchbarkeit als Weidegrund abtastete. Marnion wies ihnen die weiten Flächen jenseits der Stadt zu, die, von niedrigem Gras bewachsen, wie rüdiges Fell über einem Felsenkörper wirkten. Sie waren unbrauchbar und unbewohnt, nur manchmal trampelten die Soldatenstiefel einer Truppe auf Marschübung darüber und wirbelten Staub auf. Aber was eine Raki-Ziege oder -Kamel war, die fanden dort immer noch etwas zu knabbern und so mischte sich das Meckern und Gurren der Herden in den Klang von Baab-Kalat. Es gab andere Raki, die sich ihre alte Unruhe bewahrten. Sie fanden sich zusammen, saßen beieinander, verhandelten, sammelten Lasttiere und Tauschwaren und verschwanden dann eines Tages, nach Art der Raki ohne Abschied, in der Wüste. Sie kehrten zurück oder sie kehrten nicht zurück. Kamen sie wieder, dann ritten sie an der Spitze von endlosen Karawanen, ein Kamel hinter dem anderen, alle beladen mit Gewürzen, getrockneten

Früchten, edlen Stoffen, feinsten Keramiken, Elfenbeinarbeiten, Geschmeide, Schmuck, Edelsteinen, Teppichen, Wandbehängen und Kunsthandwerk, das für die Raki Plunder war und nach dem die Metropolen des Reiches gierten. Baab-Kalat wurde zur Schleuse, durch die sich der Reichtum und Luxus fremder Länder wie ein glänzender Strom bis in die entferntesten Winkel des Imperiums verteilte und selbst in der abgelegensten Kate in Form eines Fetzens feinsten bunten, mit Goldfäden durchwirkten Stoffes, das als Schatz gehütet wurde, seinen letzten Nachhall fand.

Als Decus Marnion mitten in der Nacht Hufschlag hörte und auf das Hämmern an seiner Tür wartete, wusste er, dass eine Änderung anstand.

Ein staubbedeckter, schweißgebadeter Bote überreichte eine Botschaft mit dem persönlichen Siegel des Kaisers. Ächzend gab Decus Marnion seinem Gewicht nach und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Dass ihm etwa ein Dutzend Köpfe über die Schulter schauten und die Botschaft mitlasen, bemerkte er wohl, hatte aber keine Lust, sie zu verscheuchen.

»Lakos I. grüßt seinen Heermeister Decus Marnion«, lautete die Anrede.

»Warum hast du nie gesagt, dass du Heermeister bist?«, wurde von etwa einem Dutzend Stimmen in verschiedenen Tonlagen gefragt und einige Fäuste stießen ihn mit liebevollem Tadel an.

»Ich wusste es nicht«, knurrte Decus Marnion, fühlte sich aber dennoch geschmeichelt. Den Instinkt des Soldaten hatte er sich allerdings ausreichend bewahrt, um zu wissen, dass nach jeder Ehrung eine größere Aufgabe wartet.

»Ich spüre, dass ich binnen Kurzem meinen letzten Weg antreten werde. Ich tue dies im Vertrauen auf die verzeihende

Gnade des Allerhöchsten, denn trotz alles Guten, das ich mich zu tun mühte, weiß ich allzu sehr um die Last meiner Sünden. Das I.S.E.A., dessen Stärke und Wohlergehen uns beiden am Herzen liegt, braucht einen Nachfolger, der sich seiner Stellung würdig erweisen wird. Mein einziges Kind, Manul, soll meinen Thron erben, so habe ich es beschlossen und verkündet. Er ist ein junger Mann von großen Gaben, allerdings auch unsicher und allzu leicht zu beeinflussen. Er braucht Zeit, um zu wachsen. Vor allem braucht das Imperium eine starke Macht, um die Schrecken der Thronwirren, wie wir sie noch erleben mussten, nicht ein zweites Mal aufkommen zu lassen. Ich befehle dir daher, mit allen Truppen, die ich in den letzten Jahren an den Ort namens Baab-Kalat gesandt habe, in die Hauptstadt zu marschieren. Dort sollst du dich der Stadt bemächtigen, sodass ein Aufruhr oder Aufstand nicht möglich ist. Ich befehle dir, dem Generalkapitän, allen Offizieren und Soldaten, einen Eid auf meinen Sohn Manul abzunehmen und für die Sicherheit seiner Herrschaft zu sorgen. Ferner bitte ich dich als meinen Heermeister mit diesem Schreiben, dem kommenden Kaiser als Berater zu dienen, bis zu dem Zeitpunkt, an dem dich der Allmächtige auf den letzten Weg ruft oder du selbst sicher bist, dass der neue Kaiser in allen Belangen gefestigt und seiner Aufgabe gewachsen ist.

Dieser letzte Abschnitt des Briefes wurde kopiert und an meinen Sohn, alle Kleriker aus der Konzilsliste, alle Häupter der Fürstenhäuser, alle Provinzherrscher sowie die imperialen Kanzleien versandt. Es steht in deinem Ermessen als kaiserlicher Heermeister, jene, die sich meinem ausdrücklichen, in diesen Zeilen niedergelegten Wunsch und Willen widersetzen, auf jede dir notwendig erscheinende Weise zum

Gehorsam zu zwingen.«

»Was steht da noch, was steht da noch?«, dröhnte es in Marnions Ohr.

»Die Abschiedsformel, wo ist Aufberg?«

Aufberg stand in Reichweite und schnappte sich die Schriftrolle.

»Datum von gestern«, stellte er fest. »Auch Baab-Kalat ist inzwischen Teil des schnellen Briefverkehrs.«

Decus Marnion blieb sitzen, während Aufberg alle anderen aus dem Raum scheuchte. Durch das Fenster wehte kühle Luft, die sich angenehm mit der in den Wänden gespeicherten Hitze mischte. Einen Augenblick gönnte sich Decus Marnion noch, einen Augenblick, in dem er still dasaß, eingehüllt in die Schwere seines älter gewordenen Körpers und sich über das Leben wunderte.

Dann griff er nach der Glocke.

Tantor Mamudy ließ sich mit zusammengebissenen Zähnen von drei Männern auf sein Pferd heben. Einmal im Sattel, schwenkte er seinen Stock und brüllte, dem Pferd die Sporen in die Flanken rammend: »Los geht's, meine braven Jungs, wir haben einen verdammten Kaiser zu krönen.«

Der Abmarsch der Reiterei vollzog sich also genau in der Art, wie der alte Kämpe es liebte – als eine Art von Explosion, die sämtliche Pferde durch die Lagertore schleuderte, wo sie sich blitzschnell formierten und als dröhnender, Staub aufwirbelnder Lindwurm über die Militärstraße in die Ferne preschten. Mamudy konnte nicht so schnell sein wie die Boten des Kaisers, er würde sich drei Tage Zeit nehmen. Immer noch schnell genug, um die Hauptstadt zu erreichen und Flagge zu zeigen, bevor irgendwelche Ehrgeizlinge auf dumme Gedanken kommen konnten.

Die ersten Fußtruppen marschierten ebenfalls schon auf die Hauptstadt zu. Decus Marnion hatte ihnen lockere Formationen erlaubt. Die Soldaten liefen in kleinen Gruppen, zwischen denen Ochsenwagen und Kutschen die Familien transportierten, denn niemand wusste, ob die Truppe je wieder nach Baab-Kalat zurückkehren würde. Alles erinnerte eher an einen Ausflug, Kinder, die zwischen den Wagen umherhüpften, Greise, die auf den aufgetürmten Frachtstücken dösten, Frauen, die Arm in Arm mit ihren Männern spazierten, während Rüstung, Schild und Gepäck nebenan am Wagen klapperten. Marnion schaute dem Zug mit schmalen Augen hinterher. Kein Dörfler und kein Städter, der diesem Zug begegnete, würde auch nur einen Augenblick an Gefahr oder politische Wirren denken. Es waren Truppen, die zur Ehrung eines verstorbenen Kaisers und zur Krönungsfeier seines Sohnes zogen. Marnion wusste allerdings auch, dass ein einziges Signal diese locker plaudernden Männer in wenigen Minuten in eine andere Ordnung bringen würde, wie ein Impuls, der einen bisher entspannten Muskel hart werden lässt. Wenige Minuten, in denen sich die scheinbar verstreuten Gruppen formierten, ihre Ordnung fanden, sich wie Finger einer Hand zur Faust ballten und bereit waren für den ersten Schlag.

Aufberg wieselte mit Büchern und Schriftrollen unter dem Arm umher und sorgte für den Abtransport dessen, was er eben – peinlicher Versprecher – als *meine Bibliothek* bezeichnet hatte. Decus Marnion sagte nichts und war zufrieden, weil unter seinem tadelnden Blick Aufberg rot anlief.

Marnion hatte selbst genug zu tun. Vor allem musste er sich mit der Frage befassen, warum er immer noch in Baab-Kalat war. Natürlich, es gab Gründe. Vieles musste organisiert

werden, der Provinzverwalter musste einen Stellvertreter einsetzen, eine Rumpfftruppe musste die Stellung in den ausgedehnten Militärlagern halten, es gab Abschiedsbesuche zu machen.

Alles Ausreden dafür, dies wusste Decus Marnion selbst, dass er seinen Hintern nicht hochbekam. Die anderen Bewohner seines Hauses waren schon längst unterwegs, in einem Zug von Kutschen der bequemeren Sorte, in dem das Weibervolk gemütlich gebettet seiner Beschäftigung des Ratschens und Streitens und Versöhnens nachgehen konnte, so wie in den letzten Jahrzehnten. Allerdings waren selbst die kleine Fajumi und die immer noch Rothaarige – da waren jetzt Kräuter im Spiel, Marnion war sich sicher – etwas ruhiger geworden und zogen es vor, mit den anderen eine Koalition gegen aufmüpfige Töchter und besserwischerische Söhne zu bilden.

»Ich bin dann so weit«, erklärte Aufberg. Decus Marnion grunzte, weil ihn der hallende Klang in den leeren Räumen seltsam wehmütig machte. Dann humpelte Aufberg wieder herein.

»Nibal-Kar bittet um ein Gespräch.«

Die beiden Männer mussten sich in eine Fensternische setzen, weil es keine weiteren Sitzgelegenheiten mehr gab. Nibal-Kar, der abgesehen von seiner Narbe die exakte jüngere Kopie seines Vaters war, kam überraschenderweise sofort auf den Punkt.

Er öffnete den Leinenbeutel, den alle Raki, ob Mann oder Frau, bei sich tragen und in dem der größte Teil ihres materiellen Besitzes auf den Gebrauch wartet. Er hielt Decus Marnion einen schlanken, vielleicht handlangen Glasbehälter hin. Die Phiole oder Flasche hatte ein überraschendes Ge-

wicht, stellte Decus Marnion fest. Das mochte an dem Material liegen, es war schweres Kristallglas von der Art, wie es in der Hauptstadt mit Gold aufgewogen wurde. Innen befand sich ein feines rotes Pulver. Marnion betrachtete den Behälter, drehte ihn und ließ das Licht in den eingeschliffenen Facetten glitzern. Ein Glaspfropfen verschloss den Flaschenhals, offensichtlich hatte die Kunst der Glaschneider ein Gewinde erschaffen, mit dem er fest eingedreht worden war. Ein Netz von Metallfäden sicherte den Verschluss zusätzlich.

»Es ist kein Geschenk«, erklärte Nibal-Kar, mit der für die Raki typischen Offenheit. »Mein Vater übergab mir diesen Gegenstand und befahl mir, ihn an dich weiterzugeben, damit du ihn hütetest.«

Marnion runzelte die Brauen. »Ist er gefährlich? Enthält er Gift?«

»Keiner weiß, was er enthält. Er ist geheimnisvoll und er stammt aus der Metallstadt, darum glaubte mein Vater, dass er dem Reich der Dämonen entstammen müsse. So wie er glaubte, dass auch die A-Raki von dort stammen.«

»Dann sollten sie es haben.«

»Wir haben kein Geschäft mit den A-Raki, weil sie unser Gegenbild sind und nicht unsere Spiegelung. Nein, sie sind die Letzten, die diesen Gegenstand in die Hand bekommen sollten.«

»Und«, Decus Marnion betrachtete die Glasflasche mit neuem Interesse, »dieses Ding stammt aus ... der Metallstadt. Ich habe nie Derartiges gehört.«

»Kein Raki hat die Metallstadt je gesehen oder betreten. Sie soll tief in der Wüste sein, in Gebieten, die kein Mensch betritt, weil das Leben dort verlischt. Es heißt, sie sei riesig und

liege wie ein sinkendes Schiff im Sand. Es heißt, dass Geister darin wohnen, weil man Stimmen und Geräusche höre, die nicht von dieser Schöpfung stammen.« Nibal-Kar zog sich unwillkürlich ein wenig in sich zusammen, machte die Schultern schmal, als würde mit der Erinnerung Kälte aufsteigen. »Ich selbst sprach mit einem Mann, der behauptete, der Vater seines Vaters habe die Metallstadt betreten. Es soll Geister darin geben, die plötzlich auftauchen, in fremdartige Kleidung gehüllt, mit fremden Sprachen sprechend, seltsam, als würde Wind durch ihre Kehlen rauschen. Sie sind halb durchsichtig, aber sie sind auch verflucht, denn ein Zauber zwingt sie, immer dieselben Gesten zu machen und immer dieselben Dinge zu sagen.«

Nibal-Kar wartete, welche Wirkung seine Worte auf Decus Marnion hatten. Wenig, denn der Provinzverwalter wusste, dass die Raki die besten Geschichtenerzähler waren, die man sich denken konnte.

»Der Mann sagte mir«, fuhr Nibal-Kar fort, »dass die Metallstadt ein Fluch ist, der das Land vergiftet. Als ihr Stamm noch an ihr vorbeizog, hatten die Menschen wirre Träume, die Tiere wurden unfruchtbar oder gebaren Nachwuchs, der ein Schrecken war, sodass man ihn sofort tötete. Und so geschah es auch mit den Frauen, in deren Leib Kinder heranwachsen, die versuchten, ihre Mutter zu töten, die selbst noch im Mutterleib starben oder als Wesen auf die Welt kamen, deren Anblick die Mutter schreien ließ. Als eine Krankheit den Stamm fast ausrottete, zogen sie fort und ihre Priester setzten die Pfähle auf, mit denen die Raki das Reich des Bösen markieren, um die ihnen zu warnen. Auch die Raki-Schamar, die diese Raki als Side annahmen, wurden von der Krankheit betroffen. Das war zur Zeit der Eltern meiner

Eltern.«

Decus Marnion stand auf. »Ich werde dafür sorgen, dass dieser Behälter versteckt wird, wo ihn niemand findet und dass kein Mensch ihn je öffnen wird.«

Nibal-Kar entfernte sich mit einer Verbeugung.

Von der Anhöhe schaute Decus Marnion noch einmal zurück auf Baab-Kalat. Da lag sie, am Rande der Wüste, inzwischen *volkreich und schön gebaut*, wie Aufberg es formulierte, umgeben von üppigem Grün. Das war seine Stadt, wie er jetzt, im Augenblick der Trennung, erkannte. Noch nie war er so lange an einem Ort gewesen. Als er hier einritt, war es ein ruinöses Kaff gewesen, das sich vor der Wüste fürchtete. Jetzt war sie ein fester Damm, ein Wachtposten des Imperiums gegenüber diesem Reich des Chaos. Marnion sah die Zeltstadt der Raki-Schamar und der anderen Raki-Stämme. Er sah Abteilungen von Kamelreitern, die unter dem kaiserlichen Banner ritten. Hier war alles wohlverwahrt, alles war sicher und fest gefügt. Er brauchte sich nicht so wichtig zu nehmen. Der Ruhm der Männer seines Schlages lag darin, dass sie verschwinden, sich in der Zeit auflösen konnten und ihr Werk dennoch Bestand hatte.

Decus Marnion kniff die Augen zusammen, die längst nicht mehr so scharf waren wie einst. Ohne Furcht betrachtete er die Wüste, die schwarzen Geröllfelder, die täuschenden silbrigen Seen, die finsternen Tafelberge. Dann glaubte er, weit hinten, etwas im flimmernden Hitzedunst zu erkennen – Umrisse, eine Stadt vielleicht, die Metallstadt vielleicht, ihre Türme und Kuppeln, die seltsam schräg standen, als wollten sie im nächsten Moment in dem Meer aus Sand verschwinden. Als wollte diese Metallstadt, nein, die Wüste überhaupt, ihn verspotten. Ihm zuflüstern *Sei dir nicht so*

sicher, du dicker alter Mann, noch gibt es Kräfte, von denen du nichts weißt!. Decus Marnion schüttelte unwillig den Kopf und blickte auf die Kuppel der Kirche. Eine Metropolitankirche der imperialen Kirche, obwohl der Metropolitan als verrückter Prophet dieses Haus der ständigen Anbetung nie mehr betrat. Marnions Blick schweifte ein Stück zur Seite, da war das Kloster und daneben die hohe Mauer, hinter der Zidiras hauste.

Er sollte es zu Ende bringen, dachte er. Er schaute sich um. Seine Begleitung, bestehend aus fünfzig Panzerreitern, darunter drei seiner Söhne, wartete in einiger Entfernung auf ihn. Über ihren Helmen stand das Feldzeichen des Heermeisters – der Stierkopf als Wappen von Lakos I., darüber in Goldstickerei I.S.E.A. Diesem Reich diente er. Er sollte seine Reiter zu sich winken, in die Stadt galoppieren und Zidiras und seine A-Raki töten. Keiner würde ihn deswegen anklagen. Er war Heermeister und Berater des neuen Kaisers, warum sollte er sich also um die Altmännerskrupel des inzwischen vielleicht schon verstorbenen Herrschers scheren? War es nicht sogar seine Pflicht, deren Blut zu vergießen? Diese Köpfe mit den allzu großen schwarzen Augen vor diese Körper mit den allzu langen Gliedern zu legen? Zidiras würden sie ein Tuch in das stets tätige Prophetenmaul stopfen und ihm beim Sterben zusehen. Keiner könnte behaupten, dass er das Blut des Klerikers vergossen hätte – eine jener Feinheiten, mit denen die Herrscher des Reiches schon in vergangenen Zeiten ihre Aufräumarbeiten in den Machtzirkeln tarnten.

Dies würde sein letzter Ritt sein. Egal wie viel Zeit ihm noch zugemessen war, eine Rückkehr würde es nicht geben. Er würde in der Hauptstadt sterben und sich immer fragen,

warum er eine Aufgabe nicht beendet hatte. War er weich geworden? Blutscheu?

Sein Pferd schnaubte, ein Wind kam auf und ließ die Standarte flattern. Er legte die Hand auf den Schwertknauf. Noch immer die alte Waffe, seit seiner Rekrutenzeit.

Decus Marnion schwankte, dann trieb er sein Pferd mit einem Schnalzen der Zunge an, sprengte an seiner Eskorte vorbei und der Heermeister des Kaisers zog mit seinen Truppen zur Hauptstadt.

2.

Noch bevor das Flugzeug abhob, hatte es zwei, drei dumpfe Schläge gegeben, die Antun Worth ganz deutlich gehört und die ihn in Panik versetzt hatten.

Die Maschine hatte unbeirrt weiter an Geschwindigkeit gewonnen, der gesamte Rumpf bebte und schepperte, während die auf Vollast laufenden Motoren ohrenbetäubend dröhnten und lange Flammenzungen aus ihren Auspuffrohren schlugen. Sechs Propeller, die die Luft verquirlten, um dieses plumpe Gerät durch das Wasser und dann in die Luft zu treiben. Und in jeder Sekunde signalisierten die Technik und das Material, dass sie am Rand ihrer Belastungsfähigkeit waren, dass sich jedes Bauteil in jeder Sekunde auf seine Zerstörung, sein Versagen, sein Zerbersten zuarbeitete. Antun Worth konnte es förmlich sehen – wie die farbeimergroßen Kolben durch die Zylinder gesprengt wurden, brutale Kräfte, kurz vor dem Zerspringen in eine Ausweichbewegung gezwungen, deren Gewalt auf eine Kurbelwelle gewuchtet wurde und die in rot glühender Wut auf ihre nächste Chance zur Zerstörung des gesamten Motors warteten.

Vor dem Fenster glitzerten noch die Laternen der Uferpromenade von Ragosa, eine leuchtende Perlenkette in der Nacht, hinter der die Fassaden der Hotels und Klubs schimmerten. Immer schneller glitten diese Lichter vorbei, jetzt waren sie auf Höhe der Revuetheater und Nachtclubs, der grelleren und vulgärereren Seite der Uferpromenade. Dort, wo sich nicht die Gäste der großen Hotels die Nacht um die Ohren schlugen, sondern die Matrosen und anderen Besucher, denen es um weniger ausgesuchte Vergnügungen ging, sondern eher um die üblichen Laster wie Trunksucht und Hurerei. Für beides wurde an diesem Ende der Promenade bestens gesorgt. Worth sah winzige kleine Gestalten, Gruppen von Männern in Marineuniformen und Frauen, deren Kleidung er nicht erkennen, die er sich aber ausmalen konnte, weil die Damen mit ziemlicher Sicherheit zum horizontalen Gewerbe gehörten.

Horizontal führte Antun Worth auf den Begriff vertikal und dabei dachte er wieder daran, dass er sich in einem Gerät befand, das ihm im schlimmsten Fall einen senkrechten Abstieg und eine Erwähnung in einer fetten Schlagzeile über den neuesten Absturz garantieren würde.

Ob dies nun ein Wasserflugzeug, ein Flugboot oder ein Flugschiff war, hatte für Worth keine Bedeutung. Das waren nur Bezeichnungen, mit denen Verkäufer ihre Reiseangebote attraktiv machen wollten oder vielleicht gab es ja tatsächlich irgendeine internationale Stelle, die mit dem Maßband anrückte und ein Flugboot zum Flugschiff erklärte, sobald es bestimmte Dimensionen aufwies.

Für Antun Worth waren diese Fluggeräte allesamt mehr oder minder unförmige Bastarde, denen man die höchst unglückliche Verbindung von schwimmfähigem Rumpf mit allen

zum Motorflug notwendigen Gerätschaften allzu deutlich ansah. Alleine schon der hochgezogene Bug erinnerte ihn sofort an das vorgeschobene Kinn eines nach Betätigung suchenden Raufboldes oder an die Schnauze irgendwelcher sabbernder Köter, die jeden ohne Unterschied ankläffen. Es mochte ja sein, dass es ganz lustig war, den Startvorgang dieser Monster zu beobachten. Sofern man mit beiden Füßen auf festem Boden stand und sich am Geländer der Uferpromenade festklammern konnte, während da draußen die Motoren zu dröhnen begannen und schwarze Abgasschleier verteilten. So ein Start erinnerte Worth stets an die ziemlich tölpelhaften Anläufe, mit denen sich Schwäne oder andere große Wasservögel in die Luft aufschwangen. Zuerst beschleunigten die Flieger nur mühsam, dann wurde eine Bugwelle sichtbar und leckte über den vorderen Rumpf, hinter den Stabilisierungsflossen schien das Wasser zu kochen, dann hob sich der Rumpf ein wenig aus dem Wasser, beschleunigte stärker und stärker, schien nur noch über die Oberfläche zu gleiten, bis er sich endlich löste, die weiße Kielspur abbriss und die schwere Maschine ihren mühsamen flachen Steigflug begann. Für die zahlreichen Liebhaber brüllender Motoren und Abgasdüfte mochte das immer wieder ein Erlebnis sein. Antun Worth brauchte das alles nicht.

Und nun saß er in einem Flugschiff, er hatte deutlich die Aufschläge gehört, er spürte, dass sich jede einzelne Niete bereit machte, abzuplatzen und dies alles hier als Ansammlung von Einzelteilen im schäumenden Meer vor Ragosa zu versenken. Und er war von Narren umgeben, die diese Gefahren überhaupt nicht registrierten, sondern gelassen in ihren Sesseln lungerten und wahrscheinlich nur darauf warteten, dass die

Bar endlich eröffnet wurde. Denn bisher hielt sich der Bar-
mann nur am Tresen fest und reagierte nicht auf das Klirren
und Scheppern im verschlossenen Flaschenschrank in seinem
Rücken.

Diese Flammenzungen machten Antun Worth fast wahn-
sinnig. Im schnellen Takt der Kolbenumdrehungen blitzten
sie auf, beleuchteten den großen Flügel des Schulterdeckers,
wurden als orangeroter Widerschein von der schwarzen See
gespiegelt, als würden unter Wasser Minen explodieren und
waren im nächsten Moment nur noch ein Nachbild auf der
Netzhaut.

Das Dröhnen der Motoren veränderte sich, die Ufer-
promenade schien ein wenig zur Seite abzukippen und
wanderte dann aus dem Blickfeld. Worth zuckte zusammen,
als eine Flugbegleiterin zum Mikrofon neben der Tür griff
und erklärte, dass die Maschine nach erfolgreichem Start nun
auf ihrem Weg sei, dass aber wegen der kriegerischen Ereig-
nisse an ihrem Flugziel es möglicherweise zu bisher nicht
einplanbaren Verzögerungen kommen könne.

»Wir wünschen Ihnen einen guten Flug. Die Bar ist eröffnet,
und wie Sie vielleicht wissen, sind die Getränke im Flugpreis
der Luxusklasse enthalten.«

»Und ob wir das wissen«, ließ sich eine Stimme hinter
Worths Sitzplatz vernehmen. Zwei Herren stürmten zu der
Bar, wo der Barmann gerade den Rollladen vor seinem
Flaschenschrank hochrasseln ließ und den Blick auf eine an-
sehnliche Sammlung verschiedenfarbiger Flaschen mit unter-
schiedlichem, jedoch immer hochprozentigem Inhalt freigab.
Antun Worth stand auf und wagte es, die Flugbegleiterin an-
zusprechen. Im Normalfall wäre der junge Mann eher an
seiner Schüchternheit gestorben, als ein weibliches Wesen

von derart unbezweifelbarer Attraktivität auf irgendeine Weise zu kontaktieren. Aber dieses Glanzstück der Natur trug eine Uniform – die tückischerweise die Reize eher betonte, denn minderte – war Angestellte der Fluggesellschaft und er, Antun Worth, hatte ein irrwitzig teures Ticket für die Luxusklasse in der Tasche. Wenn auch nicht von ihm bezahlt und wenn auch keineswegs für ihn gedacht, sondern für den Abteilungsleiter, ersatzweise Vize-Abteilungsleiter, ersatzweise Ressortleiter, ersatzweise Vize-Ressortleiter und so weiter und so fort.

Antun Worth stand zwar nicht am Ende der Nahrungskette. Als Mann und ausgebildeter Kaufmann sowieso nicht, da gab es noch ausreichend viele Sekretärinnen, Lehrlinge, Hilfskräfte unter ihm. Und als kluger Kopf und eifriger Mitarbeiter auch nicht. Er hatte schon seine ersten Erfolge vorzuweisen, aber war natürlich durch seine Jugend und die erst kurze Zeit, in der er in der Exportabteilung für *Metallartikel* tätig war, eher eine Randerscheinung, wenn die Zigarren qualmenden Senioren auftraten. Die Tatsache, dass er nun in diesem rasenden Metallkasten um sein Leben zittern musste, hatte er der eifrigen Tätigkeit eines Magen-Darm-Virus, einem verstauchten Knöchel beim Gletscherski in Vetien, einer Geburt und einer Scheidung zu verdanken. Oder eben nicht zu verdanken.

Die Flugbegleiterin lächelte Antun mit geübter Freundlichkeit an und neigte ein wenig den Kopf. Inzwischen war das schon nicht mehr nötig, weil das Flugschiff auf Reishöhe war und die Motoren gedrosselt werden konnten, aber es war dennoch eine hübsche Pantomime von konzentrierter Aufmerksamkeit. Einer Grundhaltung, die Antun Worth, obwohl von der Natur mit zumindest durchschnittlichem Aussehen

begabt, bei Frauen selten begegnete. Was vielleicht auch daran lag, dass diese Frauen Mütter, Tanten, Cousinen, Schwestern oder jene Art von Sekretärinnen waren, die sich im Besitz genau der Firma wähnen, deren wacklige Bürostühle ihre breiten Hinterteile besetzen.

Vor diesem verständnissinnigen Lächeln kam sich Worth schon fast albern vor, berichtete aber dennoch von den dumpfen Schlägen, die er gehört hatte.

»Woher kamen diese Geräusche?«

Worth deutete in Richtung Bug, wo sich eine Art Windschutzscheibe von vielleicht einem Meter Höhe über die gesamte Breite des Rumpfes hinzog und oben und an den Seiten in die Verglasung des Panoramadecks überging. Worth konnte nicht begreifen, warum das peinigende Gefühl, mitten in der Luft zu sitzen, mit dem Begriff Luxus verbunden werden konnte. Denn die Verglasung war bis zum Boden durchgezogen und verlief am Dach bis zu den voluminösen Flügeln, die auf dem Rumpf aufsaßen. Tatsächlich freute sich Worth darüber, dass noch dunkle Nacht herrschte, die nur hier und da von kleinen Lichtern, vermutlich Schiffen, durchbrochen wurde.

»Vermutlich Vogelschlag«, lautete die Antwort. »Das kommt gerade in Ragosa immer wieder vor. Leider können wir da nichts machen. Hoffentlich ist die Verschmutzung nicht allzu groß.«

»Ist solcher Vogelschlag nicht gefährlich?«, erkundigte sich Antun Worth, teils aus Interesse, teils aus Panik und inzwischen auch schon, weil es Spaß machte, mit der Flugbegleiterin zu sprechen. Sie lächelte ihn an.

»Sehr. Allerdings nur für den Vogel. Ihr erster Flug, mein Herr?«

Worth nickte und spürte ein Kribbeln an den Schläfen.

»Kommen Sie!«, wurde er aufgefordert.

Die Flugbegleiterin lieh sich bei dem Barmann einen kleinen Fußschemel aus, ging mit Worth durch die Abteilung, stellte sich auf den Schemel und tastete die vordere Scheibe ab. Weil das Flugzeug in diesem Augenblick leicht schwankte, geriet sie in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren und wurde durch Worths beherzten Griff nach ihren Hüften wieder stabilisiert.

»Vielen Dank, der Flug ist gerade etwas unruhig. Das Glas ist nicht beschädigt. Also kein Grund zur Beunruhigung. Sie sollten sich die Stelle bei Helligkeit nicht so genau anschauen. Der Anblick ist meistens nicht magenfreundlich.«

Worth brachte den Fußschemel hinter den Tresen.

»Falls Sie noch etwas brauchen ... ich schaue immer mal wieder vorbei. Und er hat den Rufknopf.« Sie deutete auf den Barmann und entschwand, wobei ihre Hüften einen unruhigen Flug imitierten.

Stunden später, als es hell wurde, entdeckte Antun Worth die graurosa-gelbliche Masse, die an der Scheibe klebte. Reste von Federn waren in steter hektischer Bewegung, es schien sogar, als ob so etwas wie ein Schnabel windgetrieben hin und her taumelte, sich öffnete und schloss, als unhörbarer Schrei und Protest gegen die Verletzlichkeit allen Lebens. Es war wie ein böses Omen, das schon vor dem Abheben an das Fenster geklatscht worden war.

»Haben Sie endlich den Widerstand aufgegeben?«, fragte der Barmann grinsend, als sich Worth an seinen Tresen stellte und um etwas trinkbare Nervenberuhigung bat. Die Bar befand sich am Ende der Abteilung, dort wo die Rückwand in die Flügelwurzeln überging. An der Seite war der Durchgang

zu den Waschräumen und den Schlafkabinen, eine Wendeltreppe führte in die unteren Decks. Von dort konnte man trotz des noch immer recht lauten Motorenbrummens Stimmengewirr und Gelächter hören.

Vom Tresen aus hatte Antun Worth also alles im Blick, wobei *alles* sich auf zwei Doppelreihen von Einzelsesseln links und rechts vor den Glaswänden und weitere Sitzgruppen mit kleinen Tischen in der Mitte dazwischen beschränkte. Inzwischen hatten sich die Fluggäste ein wenig verteilt, nachdem sie beim Start die seitlichen Plätze belegt hatten und aufgefordert worden waren, die Sessel gegen die Flugrichtung zu drehen.

Antun Worth hielt die Einschätzung von Menschen für einen wichtigen Bestandteil des kaufmännischen Erfolgs. Seine *Befestigungsmittel* waren vielleicht nicht das richtige Material für die legendären Verhandlungsschlachten, von denen in der Firma geredet wurde. Aber auch da ging es um die Frage, wie viel Interesse ein Kunde hatte, wieweit man ihm entgegenkommen musste und mit welchem Kniff man ihn in das Netz seines Verkaufserfolgs locken konnte.

Also nuckelte Antun Worth an seinem Cocktail und schaute sich um. Für den bisherigen Teil des Fluges hatte er genau das zu vermeiden versucht, indem er stur in eine Zeitschrift starrte, immer auf dieselbe Seite, und zu vergessen versuchte, dass es einen knappen Meter neben ihm einen Kilometer oder anderthalb in die Tiefe ging. Was prinzipiell kein Problem gewesen war, außer dass nach diesen anderthalb Kilometern ein ausgesprochen harter Boden wartete oder, wie im aktuellen Fall, graues Salzwasser, das aber nach einem längeren Sturz die Härte von Beton imitieren konnte.

Viel Lebenserfahrung billigte sich Worth zwar nicht zu,

wusste aber dennoch, dass glückliche Menschen am ehesten erkennbar und durchschaubar waren und diese Sorte meist paarweise auftrat. Ein schneller Rundblick zeigte, dass es etwa ein Dutzend Paare gab. Einige waren aus Richtung der Schlafkabinen gekommen. Worth zog daraus zwei Schlussfolgerungen. Erstens hatten diese Passagiere noch mehr Geld als die *normalen* Benutzer der Luxusklasse – denn einige hatten es sich dösend in den bequemen Sesseln bequem gemacht, als er in das Abteil trat. Und zweitens waren diese Personen – ebenso wie die Sesselschläfer – schon vor dem Zwischenstopp in Ragosa an Bord gekommen, waren also in Dallmar oder der Winmark abgeflogen.

Die meisten dieser Paare konnte Worth nach einem schnellen Überblick in die Kategorie *stinknormal* einordnen. Sie passten einfach zusammen, vom Alter – die Frau um einige Jahre jünger, aber nicht so, dass es auffällig wäre – von der Art, wie sie sich gaben, in der Art, wie sie miteinander umgingen. Nicht unbedingt wie frisch verliebt, aber zumindest respektvoll und unauffällig. Ansonsten Modellkleider bei ihr und Maßanzug bei ihm und die unaufdringliche Selbstsicherheit von Menschen, die sich durch Erfahrung, Beziehungen und vor allem Finanzen vor dem Großteil aller Belästigungen sicher wähnen, die das Leben bereithält. Manchmal glaubte Worth einen Misston in dieser Paarharmonie vernehmen zu können. Leise, aber vorhanden – wenn sie ihn ansprach und er mit mühsam unterdrückter Verärgerung im Gesicht seine Zeitung sinken ließ. Oder wenn sie ihn anschaute, wenn er eine erneute Bestellung in Richtung Bar winkte, über ihrer Nasenwurzel für den Bruchteil einer Sekunde eine tiefe Falte, die ein unhörbarer Ersatz für eine längere und laute Gardinenpredigt war.

Das Paar dort hinten fiel ein wenig durch das Sieb. Sie zu jung und er zu betagt. Gegenüber dem Barman spielte er sich ein wenig zu sehr auf, er musste fehlende Jugend durch Weltläufigkeit und Autorität ersetzen. Sie war sehr hübsch, vielleicht sogar schön, auf jeden Fall jung und offenbar mit einem soliden Vaterkomplex ausgestattet. Oder eine eiskalte Goldgräberin. In diesem Fall würden sie als Paar ein Leben in der Luxusklasse führen. Andernfalls würde sie unweigerlich ihren Vaterkomplex in den Armen eines Jüngeren kurieren oder er würde feststellen, dass einige Krähenfüße und Fältchen akzeptabel sind, sofern die damit behaftete Dame zu ihrer Lebenserfahrung auch ein wenig Witz und Grips zu bieten hat. Zukunftsaussichten also eher ungewiss. Vor allem könnte Worth diesem Herrn keine einzige Schraube andrehen. Außer, er begann von seiner Ehefrau zu schwärmen. Womit Worth schon wieder etwas gelernt hatte. Er musste sich für den Fall der Fälle einen billigen Ehering besorgen und ein Foto seiner Schwester mit ihrem jüngsten Kind in der Tasche haben, um es als seine Gattin plus Kind auszugeben. Dann würde der ältere Herr mit der jüngeren Frau in ihm keine Konkurrenz sehen und das Schraubengeschäft wäre in trockenen Tüchern.

Auf der anderen Seite war noch so ein Paar. Ziemlicher Altersunterschied. Worth süffelte seinen Cocktail und hatte die Lösung, als er ihr Feuer für ihre Zigarette gab, aber sie aufstand, um ihm eine Zeitung aus dem Ständer neben der Bar zu holen. Sie war seine Sekretärin. Daher passte ihre Kleidung auch nicht so ganz zu seiner und auch nicht in diese hochgestochene Umgebung. Geschmackvoll, hübsch, aber eindeutig aus der Konfektionsabteilung eines Kaufhauses. Worth freute sich nur kurz seiner Menschenkenntnis,

dann fiel ihm ein, dass sein Anzug ebenfalls aus dieser Quelle stammte und er einem Beobachter, wie er selber einer war, durch seine Nervosität und Unsicherheit als Fremdling in diesem fliegenden Klubhaus aufgefallen wäre. Aber egal, Worth wischte diesen Gedanken zur Seite, der Alkohol half ihm dabei. Chef und Sekretärin, die diese angebliche Geschäftsreise nutzten, um ihre Beziehung ohne Furcht auszu- leben. Nein, keine angebliche Geschäftsreise. Eine ernsthafte Geschäftsreise – nach dem Frühstück und vor dem Abendessen waren sie Chef und Mitarbeiterin, in der Zwischenzeit ein mehr oder weniger romantisch verliebtes Paar.

Schon beinahe langweilig, wenn man Menschen so durchschaut, dachte Worth.

Die beiden Herren dort hinten waren eine härtere Nuss. Worth brauchte Zeit und einen weiteren Cocktail, bis er ihre Verbindung durchschaute. Es begann mit der Feststellung, dass die beiden ihre Sessel ungewöhnlich nahe aneinander geschoben hatten. Dann kam eine Berührung der Hände, als der eine dem anderen Feuer gab. Und schließlich der Moment, als sich der eine dem anderen mit einem Lächeln zuneigte, während sie sich unterhielten. Zwei Deviante also, die vermutlich einen Alltag als normaler Familienvater oder normaler Hagestolz führten und nun den Aufenthalt in der Stadt nutzen wollten, um zu sein, was sie waren. Natürlich, das wusste Worth, waren auch im I.S.E.A., genau wie in allen zivilisierten Staaten, geschlechtliche Devianzen unter strenge Strafen gestellt. Im Imperium, soweit er sich erinnerte, stand auf gleichgeschlechtliche Beziehungen unter Umständen die Todesstrafe. Allerdings, auch das wusste Worth – weil es ihm ein Kollege einmal breit grinsend erklärt hatte – gab es im Reich seit einigen Jahrzehnten ein *Gesetz bezüglich der Aus-*

setzung von Sanktionen aufgrund des Gesetzes zur Bestrafung geschlechtlicher Deviationen und sexueller Grenzüberschreitungen. Was im Klartext hieß – hier wurde das Grinsen des Kollegen noch ein wenig breiter – dass bestimmte Verhaltensweisen im I.S.E.A. zwar nach wie vor streng verboten waren. Dass eine Übertretung der Verbote aber nicht bestraft wurde. Sodass sich inzwischen keiner mehr der Mühe unterzog, eine Übertretung dieser Verbote überhaupt zu bemerken. Was dazu führte, dass Menschen mit entsprechenden Veranlagungen oder Lüsten sich einen feuchten Kehricht um diese Verbote scherten und sie dezent, aber gänzlich unbelästigt auslebten. Genau das musste die Absicht dieser beiden zurückhaltenden, in ihr Gespräch versunkenen Herren sein.

Ein wenig verwirrend fand Worth das schon. Vielleicht lag es auch an seinem Getränkekonsum. Der Ort, zu dem er flog, wurde von den mehr als zahlreichen Kritikern und Hassern des I.S.E.A. entweder als Hort von Unfreiheit und Zwang angegriffen oder als eine Brutstätte von übermäßiger Freiheit, also Verfall und Dekadenz beschimpft. Beides passte nicht so ganz zusammen, fand Antun Worth, aber obwohl er wenig über das I.S.E.A. wusste, dann sicherlich dieses: In dieser letzten Stadt des Imperium passte eigentlich gar nichts zusammen. Und trotzdem existierte sie und er flog dorthin, um den Umsatz seines Unternehmens zu steigern.

Diese Absicht hatten auch weitere Personen, die inzwischen den Barmann auf Trab hielten. Vertreter wittern ihresgleichen auf tausend Schritte gegen den Wind und in Antun Worths Nähe befanden sich einige dieser Sorte und die ersten abschätzenden Blicke hatte er auch schon registriert. Ihm wurde unbehaglich. Natürlich würden sie sich nicht geschäftlich in die Quere kommen, aber er, der auf Darmgrippe-

Knöchelbruch-Scheidungs-Ticket reiste, sah neben diesen Helden des Geschäftslebens doch ziemlich ärmlich aus. Den Gedanken, sich bei Bedarf ein wenig besser darzustellen, als er tatsächlich war, gab Worth sofort wieder auf. Auch das war eine Frage der Ökonomie. Lügen und Angeberei nur bei echtem Bedarf, weil beides anstrengend und fehleranfällig war. Außerdem wirkten die Berufskollegen auch nicht unmenschlich glänzend. Zwar Maßkleidung, aber bei dem einen war das Karomuster seines Jacketts schlampig vernäht, man konnte es am Übergang zwischen Brust und Ärmel erkennen. Worths Zigarren schmauchende Chefs hätten so etwas nie akzeptiert. Und bei einem anderen, der direkt neben Worth stand, hatte sich der Bauchumfang in den letzten Jahren stark in die Welt hinausbewegt, sodass die frühere Maßanfertigung aussah, als würde sie aus einem Raubzug in die Kleiderkammer einer Wohltätigkeitsaktion stammen. Nur durch einen Gürtel konnte der Hosenbund vor dem Platzen gerettet werden.

Woher die Zusatzpfunde stammten, war auch klar, denn ihr Träger hielt den Barmann auf Trab, schien aber gegen die Wirkung des Alkohols gefeit zu sein. Jedenfalls hatte er schon so viel und so laut geredet, bevor die Bar eröffnet worden war. Typ notorischer Witzbold, schätzte Worth ihn ein, als hübsche Sekretärin oder als Lehrling sollte man einen Bogen um einen Kerl wie diesen machen, denn man gehörte zu den Lieblingsopfern seines Humors. Bei Vorgesetzten wurde gerne gebuckelt oder man machte seine Scherzchen immer mit Seitenblick auf den Chef, um Kollegen und Konkurrenten vorzuführen. Worth kannte aus seiner Firma mindestens zwei derartige Figuren und verabscheute sie, weil er zwar weder hübsche Sekretärin noch Lehrling, dafür aber ebenfalls

gern genommenes Opfer war.

Also besser kein Gespräch beginnen, aber in diesem Moment stieß dieser dickliche Glatzkopf sich von der Theke ab und wieselte erstaunlich flink zum Fenster.

»Wette gewonnen, da ist eines«, trompetete er. »Nein, sogar mehr – drei, vier, ein ganzes Rudel, ich habe es doch gesagt.«

Wie auf Kommando lösten sich die anderen Männer vom Tresen und drängten sich an der Fensterwand. Schließlich konnte Worth seine Neugier nicht mehr zügeln, schlängelte sich an einem freien Sessel vorbei und schaute in die Tiefe. Unter ihnen lag eine graue, von Wellengang bewegte Wasseroberfläche im ebenfalls grauen Licht eines eher übel gelaunten Morgens. Aber als er eine Weile nach unten geschaut hatte, bemerkte auch er einen länglichen Fleck im Wasser, dessen Färbung sich von derjenigen der Umgebung unterschied. Es dauerte dann noch ein wenig, bis er erkannte, was das war. Unterseeschiffe. Vier oder fünf lauerten dort knapp unter der Oberfläche, ihre genaue Zahl konnte Antun Worth nicht ausmachen. Die Männer an der Panoramascheibe folgten den achteraus zurückbleibenden U-Schiffen mit den Blicken, dann schlenderten die Ersten zurück zur Bar.

»Angeblich sind die Schiffe gar nicht einsatzfähig«, hörte Worth von der Seite.

»Und warum sollen die nicht einsatzfähig sein?«

»Zu geringe Besatzung.« Der Mann grinste, als er das sagte. Er war ein hochgewachsener Typ, bei dem sich Worth schon gefragt hatte, ob die hagere Figur ein Geschenk der Natur oder Ergebnis irgendeines Ausdauersports sein mochte. Da der Mann eine Gesichtsfarbe hatte, die auf häufigen Aufenthalt im Freien deutete, tendierte Worth zur Sportvariante. Im nächsten Moment bekam er seine Bestätigung, zumindest

teilweise.

»War letztens bei einem Segeltörn im Haupthafen von Dallmar. Und da lagen fünf dieser Boote, auf Freundschaftsbesuch, wie es hieß. Am nächsten Tag waren sie wieder verschwunden, aber als ich in einer Hafenbar war, beklagte sich der Wirt, dass der Besuch keinen Umsatz gebracht hätte. Nur ein paar Matrosen und das war´s.«

»Vielleicht wollten die Seeleute ja keinen Alkohol.«

Der Hagere grunzte. »Da zeig mir mal einer einen Matrosen der Side-Araki, der nicht säuft wie ein Loch, sobald er Gelegenheit dazu hat. Nein, die fahren einfach mit einer Besatzung, die den Kahn irgendwie am Leben hält, aber nicht mehr. Mein Freund meinte einmal, das wären nur eine Handvoll Männer, Maschinisten und die Steuerleute. Aber keine Waffenbedienung, kein Schnelltauchen, keine Horchgeräte und wahrscheinlich Funktelegrafie gerade noch so eben.«

»Und warum sind die U-Schiffe dann überhaupt da?«, platzte Antun Worth heraus und lief gleichzeitig rot an.

Der hagere Mann wandte sich Worth zu. »Machtdemonstration. Die Araki zeigen, was sie könnten, wenn sie wollten. Sind natürlich keine Araki, sondern Matrosen aus den Hilfsvölkern, läuft aber auf dasselbe heraus.« Er streckte Worth die Hand hin. »Dajan Rodas. Staatliche Frachtlinie Ragosa. Ich verkaufe dem Imperium Tonnage.«

»Antun Worth, Metallerzeugnisse. Sie lassen Ihre Schiffe an den U-Schiffen vorbeifahren?«

»Das ist doch der Sinn dieser Sache«, erklärte Rodas gut gelaunt. »Die Araki zwingen das Reich, sämtliche Seefracht auf neutralen Schiffen zu transportieren. Das steigert die Kosten. Aber vor allem wird das I.S.E.A. abhängig. Wenn die Araki

wollen, dann setzen sie ihre diplomatischen Hebel an und zwingen die Politik, Druck auf die Reedereien auszuüben, damit die Frachtaufträge verweigern.«

»Was sich das I.S.E.A. nicht bieten lassen wird«, vermutete Worth.

»Es muss sich das bieten lassen. Solange die Verantwortlichen des Imperiums noch eine Alternative finden, werden sie diese nutzen. So sind wir an unsere Aufträge gekommen. Wenn es keine Alternativen mehr gibt ...«

»Dann gibt es Rabatz«, mischte sich der Glatzkopf ein. Bisher war er damit beschäftigt gewesen, seine Wettgewinne einzusammeln. Befriedigt betrachtete er das Bündel Geldscheine. »Wäre ja nicht das erste Mal, dass das sogenannte Reich mal eben eine Bomberstaffel vorbeischießt, um den Politheinis in irgendeiner Hauptstadt beizubiegen, was sie könnten, wenn sie wollten.«

»Ist schon ein wenig her«, widersprach Worth, der sich allerdings noch deutlich an die Furcht in der Stadt erinnerte, als die Bomber langsam und dröhnend über die Dächer geflogen waren. Unten an den Rümpfen waren die Klappen der Bombenschächte offen und man konnte sehen, dass sie leer waren.

»Ja, das würden sie heute nicht mehr riskieren«, stellte der Glatzkopf fest. »Inzwischen gibt es genügend Luftabwehr.«

»Ja, die Sache würde auf eine höhere Ebene gehoben. Einfach mal so mit dem Finger drohen, geht nicht mehr.«

»Und einen Krieg kann sich das I.S.E.A. nicht erlauben.«

»Und ich dachte, die wären seit der Steinzeit im Krieg.«

»Ja, aber nicht mit Nachbarstaaten, von denen das Reich abhängig ist.«

»Ja, aber wenn die Seewege abgeschnitten sind, ist das Reich

im Eimer. Also werden sie alles tun, um diesen Zustand zu verhindern.«

»Es gab doch früher Geleitzüge«, meinte Worth.

»Es gab Geleitzüge und Geleitzugschlachten«, widersprach Rodas. Dass er unbehindert zu Wort kam, verdankte er der Tatsache, dass der Glatzkopf – inzwischen hatte sich der als *Pitar Wilkins, Baustahl* vorgestellt oder eigentlich eher aufgedrängt – einen tiefen Schluck aus seinem Glas nahm.

»Zwischen 30 und 40 Prozent Verluste«, rief Wilkins. Er hustete ein wenig, weil er diesen Satz zu schnell loswerden wollte und sich dabei verschluckt hatte.

»Aber keiner weiß, welche Verluste die Araki hatten«, gab Rodas zu bedenken. »Es gab im Imperium böses Blut, weil behauptet wurde, wenn die Geleitzugkämpfe nur noch ein wenig weitergeführt worden wären, dann hätten die Araki aufgeben müssen.«

»Die Araki geben nie auf.«

»Das I.S.E.A. auch nicht. Aber wenn das letzte U-Schiff der Araki abgesoffen wäre, dann hätten sie aufgeben müssen. Zumindest in diesem Bereich.«

»Zumindest sind für uns die Geschäfte garantiert«, rief ein Mann vom Ende der Bar.

»Ja, stimmt«, nickte Rodas, »als neutraler Staat transportieren wir im Auftrag des I.S.E.A. Ist ein gutes Geschäft für uns.«

»Und es hält die letzte Stadt am Leben.«

»Noch.«

»Und bald wird die weiße Fahne wehen.«

Wilkins grunzte verachtungsvoll. In diesem Augenblick wurde das Flugzeug von einer Böe gepackt und begann leicht zu schwanken. Die anderen Fluggäste registrierten dies nicht oder hoben nur ihre vollen Gläser, um ein Überschwappen

des begehrten Inhalts zu vermeiden. Worth klammerte sich an den Tresen, an den Menschenfreunde eine glänzend polierte Messingreling angebracht hatten. Weil er eben noch den Gesprächen gelauscht und sich sogar recht wohlgeföhlt hatte, traf ihn dieser Hinweis auf den prekären Daseinszustand, in dem er sich zurzeit befand, umso härter.

»Nie und nimmer«, dröhnte Wilkins. »Da wird es keine weiße Fahne geben. Können die überhaupt nicht.«

»Würde denen sowieso nichts nutzen«, stellte Rodas fest.

»Denn so was wie Übergabebedingungen kann man doch vergessen. Nicht mit den Araki. Da gibt es nur die bedingungslose Unterwerfung!«

»Es soll doch inzwischen sogar Friedensgespräche geben.«

»Wer´s glaubt!«

»Doch, doch, ich weiß das aus sicherer Quelle!«

»Oho.«

»Wenn es so etwas gibt, dann sind das diplomatische Spielchen. Ablenkung, was weiß ich.«

»Ich habe mal gehört, dass die die gesamte letzte Stadt vermint haben. Der Kaiser hat einen Kasten mit einem roten Knopf. Und wenn die Araki kommen und in die Stadt eindringen, dann drückt er auf den Knopf und Bumm. Alles weg, einschließlich seiner kaiserlichen Hoheit höchstselbst.«

»Zuzutrauen wäre es denen schon.«

»Aber ich glaube nicht daran. Ich meine, was passiert, wenn bei einem Bombenangriff eine Sprengladung getroffen wird? Dann fliegt das Gebäude völlig in die Luft. Außerdem ist die Frage, ob es den Kaiser überhaupt noch gibt.«

»Der taucht doch ständig bei Paraden auf.«

»Ja, aber ist das der Echte? Oder ein Doppelgänger?«

»Solange der rote Knopf nicht weiß, dass ihn ein Doppel-

gänger drückt ...«

»Als ob die nicht genügend Ruinen in der Stadt hätten ...«

»Weniger als mancher denkt«, sagte Wilkins. »Schließlich verscherbeln wir denen ja besten Baustahl in Zehntausender-Einheiten. Also, für uns ist der Krieg ein gutes Geschäft.«

»Wir werden ihn vermissen, wenn er demnächst vorbei ist.«

»Wieso vorbei?«

»Weil jeder weiß, dass das I.S.E.A. auf der Kippe steht.«

»Wäre ja nicht das erste Mal.«

»Ja, einmal hatte man schon die Tage gezählt, wie lange sie noch durchhalten. Als die Araki Tag und Nacht Angriffe geflogen sind. Muss übel gewesen sein.«

»Aber auch ein gutes Geschäft.«

»Der Kaiser hat die Stadt gerettet. Mit dieser Rede.«

»Ja, die Rede des Kaisers. Mindestens zwanzig Seiten in jedem Geschichtsbuch gibt es darüber. Und die wichtigsten Passagen kennt fast jeder auswendig.«

»Ja, der Kaiser hat sein Reich gerettet. Und sich unbeliebt gemacht.«

»Unbeliebt?«, Wilkins verschluckte sich fast, »die lieben ihren Monarchen mehr als ihre Mütter.«

»Garantiert nicht jeder. Denn er hat das ganze System umgeworfen. Von wegen, wir sind alle Bürger und Verteidiger des Reiches, egal woher wir kommen, wie wir aussehen und welches Geschlecht wir haben. Damit kriegst du natürlich Applaus von der Straße und der Klerus hat auch abgenickt. Aber die Adelshäuser. Da werden wichtige Leute ihre soliden Tobsuchtsanfälle bekommen haben. Ich meine, man stelle sich so einen Fürsten aus einem Althaus vor und der oberste Hüter des Imperiums stellt ihn auf eine Stufe mit einem Kerl, dessen Vorfahren vor zwei Generationen im Dschungel Affen

gejagt haben? Oh nein, der Kaiser hat sich Feinde gemacht.«

»Und was hätte er tun sollen? Die Klappe halten, während die Araki seine letzte Stadt pulverisieren und die Menschen die Hoffnung verlieren? Er konnte doch nicht anders. Und hat das gut gemacht.«

»Vielleicht. Vielleicht hat er seinem I.S.E.A. ein wenig Zeit erkaufte.«

»Was ist das überhaupt für eine dämliche Abkürzung? Kann mir das mal einer übersetzen?«, meldete sich Wilkins. Seine Aussprache begann nun leicht verwaschen zu wirken. »Also I für Imperium, nehme ich mal an«, fuhr er nach einem weiteren Schluck fort, »aber was bedeutet dieses blöde S?«

Vielleicht hätte er eine Antwort bekommen, aber nun tauchte die Flugbegleiterin auf und griff nach dem Mikrofon. »Liebe Fluggäste, nach neuesten Meldungen sind Kampfhandlungen über unserem Reiseziel zu erwarten. Das könnte zu Verzögerungen bei der Landung führen. Wir bitten um Ihr Verständnis.«

»Solange die Bar nicht leer ist«, rief einer der Männer und ertete Beifall.

»Schauen Sie nicht so entsetzt«, sagte Rodas zu Worth. »Sie wussten doch, dass Sie in ein Kriegsgebiet fliegen.«

»Wissen und wissen ist zweierlei«, verteidigte sich Antun Worth lahm. Er hatte das dringende Bedürfnis, noch irgendeine Bemerkung hinterher zu schieben, um nicht als kompletter Frischling dazustehen. »Solange noch keine weiße Fahne weht ...«

»Wenn Ihnen irgendwann mal ein Mitglied eines Schwertordens über den Weg läuft, dann wissen Sie alles.«

Worth versuchte, sich an den Namen des Sprechers zu erinnern. Der Mann war so durchschnittlich, dass er fast schon

wieder außergewöhnlich wirkte. Er wollte einige Patente erwerben, zumindest das hatte Worth noch im Kopf.

»Sie meinen, diese Mönche, die zum Militär gehören?«, fragte er neugierig.

»Eben nicht zum Militär. Schwertorden und Militär sind sich meist spinnefeind. Außerdem gibt es ja auch die Nonnen. Angeblich sind das sogar die aggressiveren Gemeinschaften. Na ja, wenn ich an meine Alte denke ... und wenn die ein Schwert oder eine Knarre in der Hand hätte.«

»Da war doch eine Meldung, dass sich eine Gruppe von denen auf das Arakigebiet bringen ließ. Und dann sind die Nonnen tausendfünfhundert Kilometer durch Feindgebiet marschiert, haben in einer zerstörten Kirche die Überreste irgendeiner Heiligen ausgegraben, das Skelett oder die Mumie oder was immer das noch war, in ein Tuch eingeschlagen und damit sind sie dieselbe Strecke wieder zurückgestieft. Und wenn sie nicht gerade gesungen oder gebetet haben, haben sie mit den Araki gekämpft. Hatten natürlich schwerste Verluste, haben es aber geschafft.«

»Verluste sind denen doch völlig schnurz. Die wollen sich ja opfern. Jedenfalls hacken die sich lieber selbst eine Hand ab, als mit einem Bettlaken zu wedeln.«

»Das mit dem Handabhacken erledigen die Araki bald für sie.«

»Zweifele ich dran. Die haben übrigens ... keine Ahnung, Kampftechnik kann man es nicht nennen.«

Der Sprecher unterbrach, um einen Cocktail zu ordern und war sich der Aufmerksamkeit seiner Zuhörer sicher. »Also, die behaupten von sich, sie würden an ihrer Aura arbeiten«, fuhr er fort.

»An ihrer was?«

»Aura. Das soll so eine Art Energiefeld sein, das unsichtbar um den Menschen liegt. Manche können es angeblich sehen. Jedenfalls haben wir es alle.«

»Im Moment habe ich keine Aura, so schlaff fühle ich mich.«

»Was ist denn damit?«

Der Sprecher zupfte sich an der Nase und überlegte. »Wo habe ich das gesehen? Da war ich in einem Hotel, schaue gerade aus dem Fenster. Gegenüber war ein Kloster von so einem Orden, und irgendwie hatten die Nonnen Ärger mit einem Patriarchen gehabt. Jedenfalls war da richtig was los, Mönche, die das Kloster stürmen wollten und die Männer des Erzpatriarchen dazwischen und dann noch zivile Polizei. Also eine Prügelei vom Feinsten, die haben sich mit allem bearbeitet, was sie gerade zur Hand hatten. Knüppel, Stöcke, Dachlatten. War das totale Chaos und mir tat schon vom Zuschauen alles weh. So, und dann taucht aus einer Seitenstraße so eine Schwertnonne auf.«

»Wieso konnten sie die erkennen?«

»Wenn man sie sieht, erkennt man sie. Sofort. Die trug solche Schulterstücke und eine Art Kettenhemd. Eine angedeutete Rüstung eben, das gehört zu deren Tracht. Keine Haube oder so, ich konnte sehen, dass sie den Schädel geschoren hatte und denke mir noch *Mädchen, bleib in Deckung, sonst landet ein Knüppel auf deiner Platte*. Aber die stiefelte einfach mitten durch den Kampf durch. Unfassbar. Und was sehe ich? Die ging durch die kämpfenden Gruppen durch wie ein Messer durch Wasser. Ich weiß, das klingt unglaublich. War aber so. Keiner hat die Schwertnonne auch nur berührt. Und das war jetzt nicht Rücksicht oder Respekt, die sind auch zur Seite gegangen, wenn die Nonne hinter ihrem Rücken war.«

»Und das war wegen dieser Aura-Geschichte?«

»Na ja, ich habe mich bei der Hotelrezeption erkundigt. Und die sagten mir, dass die Mitglieder eines Schwertordens ihre Aura so mit Energie auffüllen können, dass jeder andere in der Umgebung schon in Deckung geht. Sozusagen eine Aura, wo dransteht *Mach mir keinen Ärger, sonst tut es dir leid*. Das wirkt natürlich unbewusst, aber es wirkt.«

»Ich bin sicher, dass ich so einer Nonne nicht begegnen möchte«, stellte Antun Worth klar.

»Ist auch eher unwahrscheinlich. Obwohl die sich heutzutage öfter zeigen. Früher saßen die nur im Kloster oder befanden sich auf irgendeinem Feldzug. Und wandern angeblich tausend Kilometer durch feindliches Gebiet.«

»Ist vielleicht einfacher als man glaubt.« Die anderen Passagiere an der Bar blickten erstaunt zu dem unscheinbaren Mann, der sich bisher nicht an der Unterhaltung beteiligt hatte. Auch jetzt zielte er mit der langen Nase in sein Glas, als wäre darin gerade etwas versenkt worden oder als wäre die alkoholische Flüssigkeit ein Mikrofon, in das er reden müsse. Auf der Nase balancierte eine Nickelbrille mit runden Gläsern.

»Ich war vor einigen Monaten im Arakigebiet. Lange Geschichte, die brauchten einen Experten für Bauschäden in ihrer Metropole. Also hat man mich geschickt. Natürlich nach all diesen Formularen und Befragungen und so weiter. Hat gut sechs Wochen gedauert, bis ich die Erlaubnis hatte. War mir egal, ich wollte ja nichts von denen. Ich also von Danar aus mit einer Linienmaschine. Fliegt einmal pro Woche, Besatzung alle aus Danar, keine einzige Frau darunter. Passagiere gehörten zu den Hilfsvölkern, also einen echten Araki habe ich nicht gesehen. Jedenfalls nähern wir uns der Küste, da werden die Fenster verhängt. Spezielle Rollos, habe

in keiner anderen Maschine je gesehen. Jedenfalls hatte dann ein paar Reihen hinter mir jemand einen Asthmaanfall. Große Aufregung, alle Flugbegleiter beschäftigt. Und ich denke mir, nutze die Chance. Habe ein wenig die Finger hinter das Rollo geschoben und gepeilt. Unten alles menschenleer.«

»Sie sind über verlassenes Gebiet geflogen?«

»Das nicht. Also es gab Dörfer und man konnte sehen, dass Felder bebaut wurden. Aber die Dörfer klein und schäbig. Außer natürlich der Turm des Sieges, der war noch das Beste in den Orten. Aber eine kaputte Infrastruktur und eben sehr wenig Ackerbau.«

»Woran kann man denn aus der Luft eine kaputte Infrastruktur erkennen?«

»Na ja, wenn breite Straßen, also richtige Überlandstraßen, zwischendurch Ententeiche sind. Oder ich konnte die Pfützen sehen und an der Seite waren die Spuren von den Lastwagen, die von der Straße runtermussten, um all die Stellen mit den Schlaglöchern zu umfahren. Und einmal ...« Der Mann stockte und schüttelte den Kopf. »Auf einmal denke ich, am Horizont wäre ein Waldbrand oder so ein Vulkanausbruch. Eine gigantische Rauchsäule. Kilometerbreit und hoch bis in die Wolken. Und irgendwann sehe ich, dass das ein InKom sein muss.«

»Ein InKom?« Die Frage wurde aus mehreren Richtungen gestellt.

»Ein Industriekombinat. Da ballt sich alles auf kleinster Fläche und nebeneinander. Ist leichter zu verteidigen. Und man kann die Arbeiter natürlich auch leichter unter Kontrolle behalten.«

»Das klingt so, als ob die Araki auch nicht weniger Probleme hätten als das I.S.E.A.«

»Keine Ahnung, ob weniger oder mehr. Jedenfalls sieht es bei denen auch nicht so rosig aus. Deren Hauptstadt – Stromabschaltungen, keine Reklame, kein Nachtleben, Theater Fehlanzeige. Man kann sich durch ein Museum führen lassen, wo die Führer einen vollquatschen über die 33 Sätze des begnadeten Sehers und die heldenhafte Eroberung des I.S.E.A. durch die Krieger des Unsagbaren. Wirklich, noch niemals habe ich gehört, dass über einen Unsagbaren soviel gesagt wurde. War froh, als ich wieder im Flugzeug saß.«

»Und wie leben die Menschen in dieser Metropole? Muss ja wohl irgendwie unheimlich sein.«

Der Sprecher hob die Achseln. »Ich war in einem speziellen Hotel, nur für Ausländer. Total abgeschirmt, kein freier Ausgang möglich. Konnte nur mit einigen Leuten sprechen, wenn mein Begleiter gerade auf dem Klo war. Na ja, die Menschen haben sich angepasst. Halten sich an die Regeln, schmeißen sich wie alle anderen zwei Mal in der Woche auf die Erde. Ansonsten findet das Leben hinter verschlossenen Türen statt. Da wird dann Musik gemacht, getanzt und gelacht. All diese verbotenen Sachen. Aber man muss natürlich aufpassen, was man sagt. Die Araki haben ihre Ohren überall. Und nachts, wenn die Metropole ausgestorben ist, fahren die Lkw der Tugendhaften durch die Straßen.«

»Wer sind die denn?«

»So eine Art Eingreiftruppe der Staatssicherheitspolizei. Wenn die vor einem Haus halten, dann bricht wirklich Panik aus. Also ich glaube nicht, dass das System sehr stabil ist.«

»Immerhin können sich die Araki erlauben, ganze Völkerschaften zu vertreiben, weil die Bürger des Imperiums sein sollen.«

»Das ist Krieg mit anderen Mitteln. Die Araki überfluten die

Stadt mit dieser Völkerwanderung, bis es zum Knall kommt. Es gibt ja jetzt schon Konflikte von wegen Wohnraum, Gesundheitsversorgung, Sozialleistungen. Und dann gibt es natürlich den Verdacht, dass die Araki Tausende von ihren Agenten mit einschmuggeln. Und dann passt natürlich gar nichts zusammen. Ich meine, da sind Reichsbürger, die seit Generationen den Kopf einziehen und sich irgendwie an die Arakiherrschaft angepasst haben und die kommen dann in die letzte Stadt des Reiches und stehen vor irgendwelchen Nachtclubs, wo Männer mit Männern tanzen oder Frauen miteinander knutschen und keiner regt darüber auf. Da muss es doch knallen.«

»In der Stadt knallt es doch immer. Also nicht die Anschläge und Bombardierungen. Sondern weil es ständig Streit wegen irgendwas gibt - irgendein Kleriker sagt was und alle anderen geben ihren Senf dazu und gleich gibt es wieder Demonstrationen oder einen kleineren Bürgerkrieg.«

»Bisschen übertrieben ist das schon.«

»Aber nicht viel.«

»Das passiert halt, wenn man ein Dutzend völlig unterschiedliche Völkerschaften auf einem winzigen Fleck zusammenschmeißt.«

»Wie in einen Dampfkochtopf! Eintopf aus unpassenden Zutaten.«

»Und trotzdem hat sich die letzte Stadt gehalten.«

»Bisher.«

»Oder genau deswegen.«

»Bisher.«

Als die schwere Maschine erneut in ein sanftes Schaukeln geriet, schloss Antun Worth die Augen. Sein Leben beruhte jetzt nur noch auf zwei Hoffnungen - dass das Flugschiff so

lange wie nötig im Flug bleiben und dass sein Verdauungssystem mit dem zugeführten Alkohol zurechtkommen würde. Er hielt die Augen geschlossen, drehte den Kopf allerdings so, dass niemand diese Schwäche bemerken konnte. Aus weiter Ferne vernahm er die Stimmen, aus denen sich die Unterhaltung an der Bar zusammenfügte.

»Wenn Sie mich fragen, stehen die Araki weniger gut da, als es scheint.«

»Die Araki sind seit einem halben Jahrtausend auf der Siegerstraße.«

»So hört sich das in der Propaganda ab. Aber sie beißen sich seit einigen Jahrzehnten an der letzten Stadt des I.S.E.A. die Zähne aus.«

»Es bleiben noch genügend Zähne, um die letzte Stadt in Stücke zu reißen.«

»Sie haben selbst Probleme. Da bin ich sicher.«

»Jetzt machen Sie mich aber neugierig.«

»Lieferprobleme. Wir haben Geschäftsverbindungen zu einer Firma aus dem Araki-Bereich. Die liefert Metallartikel. Halbzeug, das wir erst weiterverarbeiten müssen, bevor es an den Kunden geht. Und vor einigen Wochen: Lieferprobleme. Verzögerung, wochenlang. In der Führungsetage liefen schon die Drähte heiß, man kann ja nur mit jemandem reden, der mit jemandem redet, der beauftragt ist, die Araki außerhalb ihres befreiten Gebietes zu repräsentieren und so weiter. Schließlich kommt das Zeug an, aber aus einem anderen Hafen.«

»Ja, und was beweist das jetzt?«

»Ist doch klar. Lieferprobleme im Reich der Araki – wo alle doch nur erpicht darauf sind zu arbeiten, um den Kampf gegen die Blinden zu führen. Geht doch eigentlich gar nicht.

Also – wo mag es gehakt haben? In den Minen? In den Erzwerken? Den Fabriken? Oder sind irgendwelche Straßen unsicher oder die Häfen funktionieren nicht richtig? Wenn wir so was wie Hungersnöte, Epidemien oder Naturkatastrophen ausschließen – davon hätten wir schon was mitbekommen, obwohl die Araki ja alles unter den Teppich kehren. Also, wenn wir das ausschließen, dann bleiben nur zwei Möglichkeiten: Arbeitsniederlegung oder bewaffnete Rebellen.«

Der erstaunte Pfiff half Worth aus seiner Erschlaffung. Er bestellte ein großes Glas Zitronenlimonade, schnappte sich eine Broschüre und ging sehr vorsichtig zu der äußeren Sesselreihe. Es war immer noch furchterregend, dass eine Armlänge neben ihm nichts als leere Luft war. Aber bis dahin hatte es geklappt, sodass sich eine gewisse Wahrscheinlichkeit ergab, dass es auch für den Rest der Reise so blieb. Der Ausblick hatte sich nicht wesentlich geändert. Unter einem trüb-grauen Himmel erstreckte sich eine graue Wasserfläche. Hier und da brachen Wellen mit weißen Kronen. Windböen, die auch das Flugzeug packten, rissen Schaumsträhnen aus den Wellenkämmen. Eine Welt voll stummer, grimmiger Lebensfeindlichkeit, vor der es Antun Worth schüttelte.

Er betrachtete die Broschüre. Es war ein Leitfaden der Flugesellschaft für Besucher der letzten Stadt. Verhaltenshinweise bei Luftalarm, Sehenswürdigkeiten, Nachtleben. »Bitte beachten Sie, dass nicht jede Kleidungs- oder Verhaltensweise in allen Provinzen akzeptiert wird. Im Zweifelsfall ist Zurückhaltung geboten, um Konflikte zu vermeiden.« Worth musste zwei weitere Seiten lesen, um zu verstehen, dass mit *Provinzen* die Stadtviertel gemeint waren, in denen sich vorzugsweise ehemalige Bewohner der entsprechenden Reichsprovinzen angesiedelt hatten. Der Besucher, das wurde nicht

wörtlich gesagt, aber Worth konnte es zwischen den Zeilen lesen, konnte vom Mittelalter in die Moderne wechseln, indem er eine Straße überquerte. Oder aber sich aus der Neuzeit der Lichtspieltheater, wilden Tänze und kurzen Röcke in das Mittelalter verirren, um sich zwischen Menschen zu befinden, die Fernsprecher nutzten und regelmäßig Priester zur Dämonenaustreibung besuchten. Seltsam war, dass die Bewohner der letzten Stadt sich dort zwar zusammenballten, aber innerlich an anderen Orten lebten. In den verlorenen Provinzen der Vorfahren. Und angeblich hütete jede Familie einen Behälter mit Erde aus dieser jeweiligen verlorenen Provinz als einen Schatz.

Bisher hatte Worth geglaubt, nichts über das I.S.E.A. zu wissen. Nichts jedenfalls, was über die Kenntnis von dessen Existenz hinausging. Zeitungsartikel wurden überschlagen. Zu entfernt das alles, zu kompliziert oder propagandaverseucht die Berichterstattung. Bei Radioberichten war es ähnlich. Umstellung der Ohren auf Durchzug oder sofortige Suche nach einem anderen Sender.

Wenn er jetzt nachdachte, kamen ihm doch bestimmte Erinnerungen in den Sinn. Vereinzelt nur, aber er konnte sie zu einem Bild zusammensetzen. Mitgehörte Gespräche bei einer Betriebsfeier, zu später Stunde, als der Raum schon völlig verräuchert war und die Stimmung alkoholgeschwängert und von krampfhafter Lustigkeit. Worth hatte sich an einen Tisch neben den der älteren Vertreter gesetzt und lauschte nun den mit schweren Zungen vorgetragenen Männergesprächen, bei denen es um die Töchter ruinierter Fürstenhäuser im I.S.E.A. ging, die sich als Huren andienten oder die man zu Huren machen konnte, wenn man sie mit den entsprechenden Summen lockte. Worth hatte die unbesiegbare

Selbstsicherheit dieser Männer gespürt wie die Ausdünstung exotischer, aber auf jeden Fall gefährlicher Raubtiere. Sie hatten schon vor Stunden ihre Anzugjacken über die Stuhl-
lehnen gehängt, ihre Hemden waren verschwitzt, klebten auf der Haut und zeichneten geradezu hochmütig jede Speckrolle der feisten Körper ab. Die ausrasierten Nacken mit zwei oder drei Falten waren so rot angelaufen wie die Gesichter. So wie sie dort saßen und sich ihre Bettabenteuer präsentierten wie Jagdtrophäen, schienen sie in einen Zwischenbereich gerückt zu sein. Dieser Festsaal mit seiner sich langsam auflösenden Dekoration, den murmelnd zusammenhockenden Grüppchen, aus denen ab und an lautes Lachen ausbrach, war ihre Welt nicht mehr. Sie gehörten in eine Höhle, deren Wände vom Schein eines Lagerfeuers erhellt wurde oder allenfalls noch in die Kammer einer Burg mit flackernden Fackeln an den rohen Steinwänden. Geradezu zwanghaft hatte sich Worth diese Kollegen in einer Sauna vorstellen müssen – Schweißbäche, die sich ihren Weg über behaarte alternde Haut und wellige Taillen suchten, während die dicken Finger mit den wertvollen Ringen auf dem Holz der Bank lagen und die Lippen über den Preis berichteten, der für die Berührung glatter weißer, adliger Hüften zu bezahlen war.

Weit entfernt jedenfalls von dem Zustand, der an einem hellen Vormittag durch den perfekt geknoteten Binder signalisiert wird und den Worth allgemein mit *zivilisiert* umschrieb. Und Antun Worth hatte sich die Frage stellen müssen, ob er je in diesen Kreis erlauchter Verkäufer und Geschäftsreisender vordringen würde. Und – die unangenehmere Frage für ihn – ob er das überhaupt wollte.

»Hoppla! Entschuldigung.«

Das Flugschiff hatte sich in eine Kurve gelegt und war gleich-

zeitig von einer heftigen Böe gepackt worden. Die Schräglage war nicht beträchtlich, kam aber unerwartet, sodass von der Bar her erst überraschtes, dann amüsiertes Gemurmel zu hören war, nachdem ein Dutzend Hände Halt an der Reling gefunden hatten. Der junge Mann, etwa in Worths Alter, musste sich in den Sessel gegenüber fallen lassen, um einen Sturz zu vermeiden.

Sein Schwung trieb ihn in eine eher komische Sitzposition und für einen Moment grinsten er und Worth, der sich an die Lehnen seines Sessels klammerte, gegenseitig an. Auch nachdem das Flugschiff mit leicht verändertem Kurs wieder ruhig dahinglitt und der junge Mann sich in eine weniger abenteuerliche Sitzposition sortiert hatte, blieb ein Rest dieser ungewollten Kumpanei, wie eine Einladung zum Gespräch.

Antun Worth suchte nach einem einleitenden Satz. Er hatte sich Beispiele aus dem Buch *Wie man Menschen trifft und überzeugt* herausgeschrieben und auswendig gelernt. Leider kam ihm trotzdem nichts Passendes in den Sinn und den Klassiker über das Wetter wollte er nicht nutzen. Dies tat schon sein Gegenüber mit den Worten: »Wenn es so stürmisch ist, bessert sich das Wetter über der Stadt.« Als Worth sich pflichtgemäß über diese Wetterbesserung freuen wollte, kam noch die Bemerkung, dass damit die übliche meteorologische Voraussetzung für einen schweren Bombenangriff der Araki gegeben sei. Diese Vorstellung war nicht geeignet, Worths Konversationsfähigkeit oder Geistesgegenwart zu verbessern, sodass er die Bemerkung abließ, sein Gegenüber sei wohl schon öfter in der Stadt gewesen.

»In der Tat, seit meiner Geburt«, stellte der junge Mann gegenüber Worth trocken fest und stellte sich dann als Ramon Polides vor.

Worth hatte ihn bei seinem Menschenstudium durchaus registriert. Polides saß neben einem älteren Herren weiter hinten im Abteil, bot aber keinen Ansatz für psychologische Betrachtungen, sodass Worth ihn nicht weiter beachtet hatte. Was, jetzt aus der Nähe betrachtet, vielleicht voreilig gewesen war. Denn Polides war zwar in die Standarduniform der männlichen Reisenden gekleidet, aber sein Anzug wirkte etwas sportlicher und war ein wenig enger geschnitten, als es gängig war. Dazu passte die Tatsache, dass Polides keine Krawatte trug, sondern ein kunstvoll geschlungenes Halstuch. Dieses allerdings in einer Farbe, die sich Antun Worth nie zugetraut hätte. Wie denn überhaupt die ganze Erscheinung seines Gesprächspartners einfach anders war, ohne dass Worth diese Andersartigkeit hätte genauer festlegen können. Vielleicht lag es an seiner ganzen Art – seiner knappen Gestik, die nichts Erzählendes oder Beschreibendes hatte, sondern die Sätze unterstrich wie ein in die Luft geschriebenes Ausrufezeichen. Und die Sätze selbst waren ebenfalls knapp und direkt, als wollte Polides nicht riskieren, dass ihm irgendeine Unterbrechung dazwischenkam.

Worth fragte sich, ob diese Eigenheiten nur auf die Persönlichkeit seines Gegenübers zurückzuführen waren oder ob sie mit seiner Heimat zusammenhingen. Mit der letzten Stadt des I.S.E.A., dem Kampfgebiet, dem sie nun zustrebten.

Polides, stellte sich heraus, verkaufte überflüssige oder technisch veraltete Rüstungsgüter ins Ausland. »Nichts, was militärisch noch nutzbar wäre. Oder was dem Feind etwas über unsere neueste Technologie verraten könnte. Wir hatten einige Bomber im Angebot. Doppeldecker mit Drahtabspannung, Zweimotorer, Schiebersteuerung, offene Kabine, festes Fahrwerk. Robust und zuverlässig, aber völlig über-

holt, obwohl diese Maschinen noch dutzendweise in irgendwelchen Bunkern stehen.«

»Und was wird aus diesen Bombern?«, fragte Worth gespannt.

»Frachtflugzeuge. Oder Passagierflugzeuge auf kleineren Linien. Bewaffnung weg, Bombenhalterungen und Zielvorrichtungen entfernt, der Rumpf bietet genug Platz für größere Frachtstücke. Oder man kann ein sehr gemütliches Abteil für Fluggäste einbauen. Sicherlich nicht so flott unterwegs wie die modernsten Linienflugzeugen, aber sehr komfortabel.«

»Ich finde nichts komfortabel, was über Turmhöhe hinaus unterwegs ist.«

Polides grinste. »Diese Maschinen sind enorm stabil. Gebaut, um was auszuhalten. Gebirgswinde in Vetien oder die kalten Winterstürme in Itera stecken die weg, ohne dass der Passagier was merkt.«

Schließlich, nach einer Weile des Gespräches, in dem die beiden Männer in die oberflächliche Vertrautheit gefunden hatten, die eine gemeinsame Reise hervorruft, wagte sich Worth an die Frage, die ihm seit Längerem auf dem Herzen lag.

Und wieder grinste Polides. »Sicherlich gibt es verarmte Fürstenhäuser im I.S.E.A. Wahrscheinlich mehr als gut ist. Aber – haben Ihre Kollegen einmal daran gedacht, dass jede Durchschnittshure in der Stadt ihren Preis verzehnfachen kann, indem sie sich als Fürstentochter ausgibt?«

Worth dachte an die dicken Lippen, die genüsslich an Zigarren sogen und dann, zusammen mit dem aromatischen Rauch, Beschreibungen exquisiter Lasterhaftigkeiten hervorquellen ließen, die geradezu literarische Qualitäten erreichten.

»Ich meine«, stotterte Worth und war sich bewusst, dass er sich plötzlich als Verteidiger specknackiger Handelsvertreter wiederfand, die er eigentlich auf den Tod nicht ausstehen konnte, »ich meine, es gibt wohl zwischen ... äh einer Fürstentochter und einer ... äh Hafennutte merkliche Unterschiede.«

»In der Bauweise?«, fragte Polides mit tückischer Unschuld und brachte Worth zum Erröten.

»Nein, nein, ich meine ... wie sie sich geben oder so.«

Polides schaute durch das Panoramafenster, hinter dem noch immer die bekannte Zusammenstellung von grauer Wasseroberfläche und entsprechendem Himmel zu sehen war. Vielleicht hatte sich die Farbe der Wolken ein wenig aufgehellt und vielleicht war die hellste Fläche ein Hinweis auf die Sonne, die sich auf ihren Auftritt vorbereitete.

»Wüssten Sie, wie sich ein weibliches Mitglied eines Adelshauses gibt, wenn es seinen Körper für Geld verkaufen will?« Noch nie hatte Antun Worth eine Frage mit größerer Gewissheit verneint.

»Ich nämlich auch nicht«, stellte Polides mit einer Handbewegung, die alle Diskussionen darüber ausschloss, klar.

»Und wenn Ihre Kollegen keine genaueren Kenntnisse über den Umgang in den Adelshäusern des I.S.E.A. haben, dann ziehe ich die Schlussfolgerung, dass erwähnte Hafennutte ein Geschäftsmodell daraus macht, sich von ausländischen Herren verführen zu lassen. Und dies nicht am Hafen.«

Offensichtlich, das wurde Antun Worth jetzt klar, hatte sich diese Reise schon jetzt gelohnt. Reisen bildet, dachte er und genoss schon im Voraus das nächste Betriebsfest und die Begegnung mit den älteren Handelsvertretern.

»Nun, da können Sie sich ja bald auf Ihre Familie freuen«,

sagte eine Frauenstimme, ganz in der Nähe. Worth blickte auf, entdeckte den älteren Herrn – Polides Senior, wie er inzwischen wusste – und bemerkte gleichzeitig den Schatten, der über dessen Gesicht lief und den freundlichen, weichen Zügen blitzartig eine kantige Härte verlieh. Polides Senior verabschiedete sich nach zwei, drei höflichen Sätzen von seiner Gesprächspartnerin und ging mit steifen Schritten zur Bar.

Polides Junior betrachtete ihn mit besorgter Miene, die sich erst wieder entspannte, als sein Vater ein Gespräch mit einem der anderen Männer an der Bar aufnahm. Er beugte sich zu Worth vor.

»Wichtigste Regel für alle, die zum ersten Mal in die Stadt kommen. Keine Fragen über die Familie. Erst dann, wenn der andere selbst damit anfängt.«

Auf Worths erstaunten Blick hin, ergänzte er seufzend, als hätte er ein Kind durch eine unbedachte Bemerkung auf lästige Weise neugierig gemacht: »Ich bin alles, was von seiner Familie übrig ist. Von seiner zweiten Familie wohl-gemerkt. Von der ersten habe ich zwei Jahrzehnte lang nichts gewusst. Bis ich dann ein angekorkeltes Foto in der Brieftasche meines Vaters gesehen habe. Eine Frau und drei Kinder. Meine Halbgeschwister, wenn man so will. Und so geht es den meisten Menschen in der Stadt. Verlustgeschichten. Banal. Macht sie nicht weniger schmerzhaft – na ja.«

Worth konnte für eine Weile nur das Profil von Ramon Polides betrachten, der draußen irgendetwas enorm Interessantes entdeckt haben musste. Schließlich räusperte sich Worth.

»Ich las erst gestern etwas über erste Friedensgespräche und ...«

Polides schaute ihn aus schmalen Augen an. »Falls Ihnen jemand so etwas erzählt«, sagte er hart, »handelt es sich um einen Idioten oder einen Lügner. Kein Friede, seit einem halben Jahrtausend nicht und jetzt auch nicht. Und Sie müssten wissen, warum!«

»Natürlich«, stotterte Worth, »aber die Meldung sagte ...« Angesichts der immer schmaler werdenden Augen von Polides, jetzt waren es schon Schießscharten, in denen es dunkel glomm, konnte er den Satz nicht beenden.

»Im besten Fall diplomatische Spielchen. Um Zeit zu gewinnen vielleicht«, sagte Polides und ließ offen, warum nach einem halben Jahrtausend des Krieges durch politische Finten Zeit erkaufte werden musste.

Plötzlich lagen schwere Schatten auf dem Teppichboden des Luxusabteils. Die Sonne war durch die Wolken gebrochen und füllte den Raum mit einer blendenden Helligkeit. Worth blieb kaum Zeit, sich über den nunmehr tiefblauen Himmel zu freuen, als das Flugschiff in eine steile Kurve ging. Der Schatten des Flügels wanderte über den Raum, die Propellerschatten hackten auf die Fahrgäste ein und verschwanden wieder.

Aus dem Lautsprecher knackte es. »Liebe Fluggäste, wegen aktueller Kampfhandlungen über unserem Reiseziel verzögert sich die Ankunft wie schon angekündigt. Wir werden Sie über alle weiteren Entwicklungen sofort informieren.«

Die Stimme der Flugbegleiterin war von professioneller Sanftheit und wollte nicht zum Inhalt der Durchsage passen.

Polides schaute auf die Uhr. »Wir hatten Rückenwind. Eigentlich sollten wir die Stadt schon im Blick haben.« Er beugte sich vor. »Ja, da ist sie.«

Als das Flugschiff eine weitere Kursänderung vornahm,

konnte auch Antun Worth erkennen, was bisher hinter dem Bug der Maschine verborgen gewesen war. Aus dem Meer erhob sich eine Felswand, steingrau und kahl wie eine Mauer. Auf der einen Seite verschwanden die Berge im Dunst, aber auf der anderen wichen sie zurück, verloren an Höhe und umschlossen als Vorgebirge eine weite Bucht, um dann in weiter Ferne erneut einen parallelen niedrigen Bergzug zu bilden, der bis an die Küste reichte.

Worth kniff die Augen zusammen. Tatsächlich, jenseits dieses vorderen Felsriegels waren Hausfassaden erkennbar. Bevor er sich Gedanken über die Größe der Gebäude machen konnte, hatte die Maschine erneut den Kurs gewechselt, verlor an Höhe und wenige Augenblicke später flog sie über die Bucht. Die Stadt lag vor Antun Worths Blicken.

Er hatte Bilder gesehen. Aber jetzt erkannte er, dass keine Fotografie auch nur eine Vorstellung der Wirklichkeit vermitteln konnte, die nun vor seinen Augen lag und ihm den Atem raubte. Sicherlich hatte er sich auch eigene Vorstellungen gemacht, hatte in den Tagen vor dem Antritt der Reise in seiner nervösen Phantasie seine eigene letzte Stadt erschaffen. Und war grandios gescheitert, wie er nun selbst feststellte. Nein, damit hatte Antun Worth nicht gerechnet. Nicht mit dieser himmelragenden Mauer aus Fassaden, nicht mit dieser Reihung gigantischer Gebäudefronten, aus denen jetzt Tausende oder wohl eher Zehntausende von Fenstern das Sonnenlicht reflektierten, goldene Flecken auf das Wasser warfen oder Strahlen wie scharfe Speerspitzen in Antun Worths Augen stachen. Zwischen Ufer und Bauten drängte sich ein schmaler Gürtel übereinander gestapelter Hochstraßen, die von Autos übersät waren, wie Blätter von winzigen Insekten. Aber nichts regte sich.

Das Motorengeräusch veränderte sich und wurde lauter, das gesamte Flugzeug begann zu vibrieren, während es tiefer sank und sein Schatten über das Wasser jagte.

»Sie versuchen vor dem Angriff zu landen«, sagte Polides mit einem Blick auf die Uhr. »In einem der Bunker ist also noch ein Platz frei. Wir sind ja auch vor der Zeit da.«

Worth hörte nur mit halbem Ohr hin. Er hatte sich vorgebeugt, die Nase fast am Fenster und starrte auf die dort hinten vorbeiziehenden Fassaden, hinter denen sich weitere Gebäude erhoben und hinter diesen wieder andere, noch höhere, bis der Wald an Wohntürmen vor dem Grau einer senkrechten Felswand endete. Immer wieder schnitten Straßen in die Häuserfront, schmal wie von einem Skalpell gezogen, einmal glänzte am Ende einer dieser Straßenschluchten eine goldene Kuppel.

Antun Worth entdeckte am Rand der Stadt, dort wo das Kapgebirge in die Felswand übergang, eine Zusammenballung von Dächern, Kuppeln und Glockentürmen, überragt von einer weiteren goldenen Kuppel. Aus der Ferne wirkte es so, als hätte eine riesige Hand die Gebäude zusammengeschoben, aneinander gepresst und auf diesen Felsvorsprung gesetzt.

Bevor er danach fragen konnte – und Polides wartete begierig auf erstaunte Fragen, das konnte Worth erkennen – machte das Flugschiff eine plötzliche Wendung, bei der für einen Augenblick lang eine Flügelspitze nach unten deutete. Die Schräglage kam zu überraschend und war vor allem zu stark, als dass es irgendwelches Gelächter oder die unvermeidbaren launigen Kommentare gegeben hätte. Jeder klammerte sich nur fest und das Scheppern der Flaschen hinter der Bar entsprach der mit einem Mal zersprungenen gediegenen Klub-

atmosphäre.

»Es fängt an«, rief eine Stimme. Worth folgte mit dem Kopf einer deutenden Hand und starrte durch das Panoramadach in einen blauen Himmel. Eine Sekunde später war dieses Blau von orange-gelben Funken punktiert, aus denen eine weitere Sekunde später schwarze Wolken wurden, die wie ein kränkliches Blütenfeld am Himmel standen und dann langsam verwischten. Aber immer wieder, mit rasender Geschwindigkeit, funkelten die Explosionen und schufen neue bedrohlich-schwarze Wolken.

»Da sind sie«, knurrte Ramon Polides. Worth konnte nichts erkennen und dann konnte – musste – er es doch erkennen. Reihe um Reihe kleiner Punkte, nein, kleiner schwarzer Kreuze wie Zeichen auf einem Grab, nur dass am Himmel jetzt ein Gräberfeld zu sein schien, das sich in langsamer Prozession der Stadt näherte. Es wirkte, als hätte jemand die Bomberabteilungen auf eine durchsichtige Folie gezeichnet und würde diese nun langsam, aber unaufhaltsam vorwärts ziehen. Kleinere Punkte umkreisten einander und lösten sich dann von der Masse der Bomber. Einer dieser Punkte flammte plötzlich hellrot auf, begann zu sinken und raste mit langer schwarzer Rauchschleppe senkrecht zu Boden. Worth konnte den Einschlag nicht erkennen, weil das Flugschiff eine flache Kurve flog. Aber es reichte ihm zu wissen, dass es diesen Einschlag gab, dass es ihn geben musste, mit schicksalhafter Unvermeidlichkeit, dass Metall, Holz, Treibstoff, Kunststoff und zwischen all dem ein menschlicher Körper auf den Erdboden oder die Wasserfläche zuraste und dort zerschmettert, zerfetzt, bis zur Unkenntlichkeit zerrissen werden würde. Wieder stockte ihm der Atem. Man konnte so etwas denken. Man konnte darüber lesen, davon hören,

darüber reden. Und man hatte nichts verstanden. Gar nichts. Man musste es erleben, so wie er jetzt, dann verstand man es, diese Wucht der Zerstörung, aber auch wenn man es verstand, konnte man keine Worte finden, die dieser Erkenntnis und diesem Gefühl, das mit der Erkenntnis in einen eindrang, auch nur annähernd Ausdruck geben konnten. Man nannte es Kampf oder man nannte es Krieg.

Das waren nichts als Worte, ein wenig Luft, in die man per Stimmband Töne eingeflochten hatte, die das Ohr eines anderen Menschen treffen und eine Vorstellung erwecken sollten.

Nichts war damit gesagt. Nichts über die Hilflosigkeit einer Maschine, die eben als Kampfgerät gedient hatte. Nichts über das Knistern der Flammen, das Knacken heißen Metalls, das Kreischen des Windes in zackigen Rissen, nichts über die Schwere, die mit eiserner Faust das Flugzeug packte und zerschmettern würde. Nichts über den Piloten, nichts über die letzten Sekunden seines Fluges, die er vielleicht noch lebend erleiden musste, hilflos und eingesperrt und in jeder dieser Sekunde in seiner ganz eigenen Hölle der Vernichtung.

»Da, da hat es den Ersten erwischt«, dröhnte die Stimme von Wilkins durch den Raum. Der Glatzkopf klammerte sich mit der einen Hand an die Messingreling am Tresen und versuchte sich mit der anderen an einer heroischen Denkmaldarstellung.

Ein Bomber aus der ersten Reihe hatte seinen rechten Flügel verloren, er taumelte wie ein Blatt abwärts, während der verkrüppelte Rumpf noch einige Momente weiterflog, dann über die zerstörte Seite abkippte und in einer immer schnelleren Spirale abstürzte.

»Keine Fallschirme - warum gibt es keine Fallschirme?«,

hörte Antun Worth eine Stimme. Es war seine eigene.

»Es gibt niemals Fallschirme«, antwortete Polides. »Es gibt auch keine Gefangenen. Die Araki nutzen keine Fallschirme. Warum auch. Der Tod im Kampf für ihren Glauben ist ihr höchstes Ziel. Die Side-Araki, die Hilfsvölker – ja, die springen manchmal ab. Sie könnten es sich sparen. Dafür sind die zuständig.«

Polides deutete auf eine Rote von Doppel- und Dreideckern, die im Tiefflug aus Richtung der Stadt kamen. Auch wenn Worth sich mit solchen Dingen nicht auskannte – und in diesem Moment sein Leben pries, in dem solche Kenntnisse bisher nicht notwendig waren – war ihm klar, dass diese Maschinen hoffnungslos veraltet waren.

Auf seine entsprechende Bemerkung sagte Polides: »Bei einem großen Angriff wird alles in die Luft geworfen, was fliegen kann. Selbst mit diesen alten Dreideckern kann man Fallschirme abschießen. Oder beschädigte Bomber, die sich im Tiefflug davonmachen wollen. Abgesehen davon könnte ich Ihnen vier oder fünf Luftwaffen nennen, die regulär mit diesen Flugzeugtypen fliegen. Weil Frieden herrscht.«

Wilkins bot Wetten auf die Zahl der abgeschossenen Flugzeuge an und sammelte die Schätzungen. Die Einsätze wurden auf den Tresen geknallt und vom Barmann bewacht.

Die ersten Bomber flogen jetzt in das Feld aus schwarzen Explosionsblüten, inzwischen konnte Worth auch die verschiedenen Kaliber der Luftabwehr an der Größe der Explosion und der nachfolgenden Wolke unterscheiden.

Er merkte, dass er mit offenem Mund, Kopf im Nacken, gestarrt hatte. Antun Worth teilte sich in zwei Hälften. Die eine wusste, dass er gerade jetzt, in diesem unwiederholbaren Moment neben dem Sessel stand, sich an dessen Rückenlehne

klammerte, dass er am ganzen Körper zitterte. Und die andere Hälfte weigerte sich, diese Realität zu akzeptieren, sie durch die letzte Zollkontrolle des Verstehens passieren zu lassen. Das konnte nicht die Wirklichkeit sein! Das stand in den Zeitungen, im Radio wurde darüber geredet, aber das war doch ganz weit entfernt, das war Kino, das war doch nur in einem anderen Universum, in einer Zeit und an einem Ort, vor dem er sich nicht zu fürchten brauchte, weil er ihn niemals betreten würde.

»Wo sind die Jäger?«, rief jemand.

»Unsere werden nicht in das Feuer der eigenen Luftabwehr fliegen und selbst die Araki sind klug genug, um das zu vermeiden. Die Luftkämpfe verlagern sich ein Stück.« Das musste Polides Senior gewesen sein. Er schaute gespannt und doch wie abwesend durch die große Scheibe und Worth dachte, dass wohl die Zuschauer bei den Stierkämpfen in Itera einen ähnlichen Gesichtsausdruck haben mochten – gespannt, aber ohne Mitgefühl, als würde sie das Drama nicht wirklich etwas angehen.

Plötzlich durchfuhr Worth ein eiskalter Schrecken. Ein Pulk einmotoriger Maschinen fegte in der Nähe vorbei, niedriger als das Flugschiff und so schnell, dass sie sofort wieder aus dem Blickfeld gerieten.

»Was ist, wenn sie unser Flugzeug angreifen?«, brachte Worth heraus.

Polides hob lässig die Schultern. »Werden sie nicht. Ist Ihnen nicht aufgefallen, dass unsere Maschine eine blütenweiße Lackierung hat? Die Farbe der Neutralen, und kein Pilot wird sich an ein solches Flugzeug wagen. Die diplomatischen Verwicklungen kann man sich gar nicht ausmalen.«

»Und wenn doch?«

»Dann werden wir vermutlich keine Gelegenheit mehr haben, uns über diese Gemeinheit zu beklagen.«

Das Flugschiff drehte inzwischen weite, flache Kreise. Eine Gruppe von Passagieren, geführt von Wilkins, wechselte immer wieder die Seite, um alles im Blick zu behalten.

Die Reihen der Bomber waren jetzt deutlich gelichtet, in den exakt ausgerichteten Reihen klafften Lücken und man konnte die Sekunden zählen – es waren nur wenige – bis die nächste Maschine aus der Formation ausbrach und mit einer schwarzen Rauchschleppe aus den Motoren abstürzte oder noch weit oben zu zerplatzen schien oder in zwei oder drei Teile zerbrach, die gemeinsam herunterregneten, als gäbe es noch Hoffnung, dass sie sich wieder zusammenfinden könnten. Einige Male glaubte Worth, kleine Punkte aus den abstürzenden Wracks fallen zu sehen. Kein Fallschirm öffnete sich und die alten Jagdmaschinen konzentrierten sich auf die Bomber, die waidwund geschossen mit qualmenden Motoren dicht über dem Wasser flohen und wie blutende Fische von einem Schwarm gierigen Raubzeugs umgeben waren.

Aus den Rümpfen der ersten Bomberreihe löste sich die Ladung, eine Bombe folgte der nächsten, in einer von der Flugzeuggeschwindigkeit zu einer Peitsche gebogenen Reihe, die auf den Boden zuraste, auf die Stadt. Auf das Opfer, das dieser Peitschenschlag treffen sollte.

Worth sah erste Einschläge im Wasser, Fontänen von Gischt, die mit irrsinniger Geschwindigkeit, als würden sie wie Soldaten gegen eine Barrikade anrennen, wie Schrittspuren eines unsichtbaren Riesen, auf die Uferfront zujagten, sich auf dem Land zu schwarzen Explosionswolken wandelten, dann die Hochstraßen erreichten und in einem Sturm von gelben Blitzen und braunem aufstiebigem Qualm Stücke aus der

Konstruktion rissen.

»Was soll das denn?«, schrie eine Stimme und alle Augen wandten sich einer viermotorigen Passagiermaschine zu, die in niedrigem Flug aus dem Dunst auftauchte. Die Maschine war nicht weiß lackiert, sondern in blankem Silber oder Aluminium. Selbst aus der Entfernung waren auf dem Leitwerk die Buchstaben I.S.E.A. zu erkennen. Eine Maschine der imperialen Fluggesellschaft, fuhr es Antun Worth durch den Kopf und dann dachte er, dass die Piloten klug sein sollten und Abstand halten und dann wurde ihm klar, dass dieses Flugzeug keinen Treibstoff für Warterunden mehr hatte und eine Landung versuchen oder aber auf dem Wasser der Bucht notlanden musste.

Für einige Augenblicke herrschte Stille. Antun Worth glaubte sogar, durch das Brummen der Motoren den dumpfen Rhythmus der Explosionen zu hören.

Dann ging ein Stöhnen durch den Raum. Die Passagiermaschine war herangekommen, sie flog auf parallelem Gegenkurs zum Flugschiff. Nun erkannte jeder die Jagdmaschinen, die sich aus der Höhe genähert hatten und nun zum Angriff heranglitten. Dass es ein Angriff sein würde, war Antun Worth sofort, ohne weitere Überlegung klar. Zu sehr ähnelte diese Annäherung dem Anschleichen eines Jägers an seine Beute. Erst danach bemerkte Worth das Kennzeichen auf dem Leitwerk. Ein durch einen waagerechten Mittelstrich geteilter Kreis. Das Kennzeichen der Araki.

Die Passagiermaschine machte keinerlei Abwehrversuch. Sie behielt stur ihren Kurs bei, während sich die ersten beiden Jäger der Araki in Schussposition manövrierten. Alles wurde zu einer Frage weniger Augenblicke. Worth wandte sich ab und schaute nach oben, wo die Bomberformationen eine

Kurve flogen und sich auf den Rückweg machten.

»Da sind sie!« Der Schrei, den Polides ausgestoßen hatte, ließ Worth zusammenzucken. Er folgte dem Finger und sah drei Jäger, die sich auf die Araki stürzten. Die erste Maschine des Imperiums trug eine auffällige weiße 1 in einem weißen Kreis auf dem Rumpf. Die Araki brachen ihre Attacke ab und kurvten zur Seite, um dem ersten Angriff auszuweichen und selbst in Position zu kommen.

Wieder empfand Antun Worth diese Zweiteilung, dieses Unverständnis, das sich an der Wirklichkeit rieb. Das war kein Kino, das fand nicht auf der Leinwand statt, dies waren lebendige Menschen, jetzt noch lebendige Menschen, Fleisch und Blut in ihren Jagdmaschinen aus Metall, die dort umeinander kurvten und sich beschossen, um das Dasein des anderen zu beenden. Es gab keine Verhandlung, kein Gespräch, kein Missverstehen. Es war, wie es war und am Ende würde der Sieger leben und der Verlierer tot sein, ohne Diskussion, Einspruch und Neuverhandlung.

Worth fühlte sich wie im Fieber, er zitterte am ganzen Körper und wusste nicht, ob es Furcht, Panik oder Faszination war. Aber was es auch war, es sprach nicht unbedingt für ihn.

Wilkins wedelt mit seinem Notizheft und schrie Wetten heraus.

»Ich setze auf unsere Maschine«, brüllte Polides wütend, »ich setze auf unsere Passagiermaschine.«

Sofort antworteten sechs oder sieben Stimmen mit der Gegenwette. Polides stampfte zum Tresen und knallte mit geballter Faust seinen Einsatz auf den Tresen. An seinem Blick erkannte Worth, dass Polides selbst nicht an einen Gewinn glaubte. Es war ein magischer Akt gewesen, ein spontaner Ausdruck von Aberglauben, mit dem er etwas be-

wirken wollte.

»Sieht nicht gut aus«, knurrte er zu Worth gewandt. Das war noch eine Untertreibung. Inzwischen hatte sich die Zahl der imperialen Jagdmaschinen um den Faktor eins vermindert. Die erste Maschine hatte sich trotz hektischer Wendungen, in denen Worth die steigende Panik des Piloten erkennen wollte, nicht von den beiden verfolgenden Araki befreien können und ging nun mit rauchendem Motor auf der Bucht nieder.

Die anderen beiden Jäger mussten sich mit einer Überzahl herumschlagen, denn inzwischen hatten weitere Araki in den Luftkampf eingegriffen. Ein imperialer Jäger war weit abgedrängt worden, die weiße 1 wurde von drei Gegnern verfolgt und konnte sich nicht befreien. Die Waffen in den Flügelwurzeln der Araki blitzten, unterbrochene Rauchfäden wie Steppnähte schossen aus den Mündungen und verbissen sich in den Rumpf der weißen 1. Teile aus Leitwerk und Rumpf platzten ab und wirbelten wie aufgewirbelte Schneeflocken hinter dem Jäger her.

»Aussichtslos«, murmelte Polides.

»Zum Geier, wo kommt der denn her?«, rief Wilkins verblüfft. Die Jagdmaschine der imperialen Luftarmee schien aus dem Nichts gekommen zu sein. Nun stürzte sie sich auf die Verfolger der weißen 1. Der erste Araki brach zur Seite weg und versuchte in einem weiten Bogen zu entkommen, aber der imperiale Jäger flog auf der Innenseite und verkürzte den Weg, während er in kurzen Salven feuerte und keine Patrone verschenkte. Unter der Kabinenhaube des Araki platzten Löcher aus dem Rumpf, dann löste sich die Plastikhaube und wirbelte fort, schlug dabei noch das Oberteil des Leitwerks ab. Worth drückte sein Gesicht gegen das Fenster und be-

obachtete, wie der Araki-Jäger langsam an Höhe verlor und auf das Wasser sank. Es sah seltsam elegant und friedlich aus, wie das sanfte Sinken eines Papierfliegers in einem Klassenzimmer. Dann, kurz bevor sich der Flugzeugrumpf mit seinem Schatten auf dem Wasser vereinigen konnte, rollte die Maschine, eine Flügelspitze berührte das Wasser und im nächsten Moment wurde aus dem Gleiten ein wahnwitziges Kreiseln. Die Maschine hackte mit Flügeln und Leitwerk auf das Wasser ein, brach auseinander und stürzte schließlich in das Zentrum einer weißen Gischtfontäne, um die herum Kreise kleinerer Einschläge ein Muster bildeten. Der Anblick dieser Kräfte, die sich zu purer Zerstörung ballten, verursachte bei Antun Worth einen Krampf im Magen, als würde sich krankhafte Übelkeit melden.

»Ich möchte wirklich wissen, wo der hergekommen ist!«, rief Wilkins, als könnte ihm einer der anderen Fluggäste diese Frage beantworten. Der Jäger, um den es ging, hatte sich in die nächste Araki-Maschine verbissen. Er klebte an ihrem Heck, in weniger als einer halben Rumpflänge Abstand und beantwortete jede Abwehrbewegung des Araki mit demselben Manöver. Die beiden Maschinen rasten unter dem Flugschiff hindurch. Inzwischen gab es in dem Luxusabteil keine neutralen Zuschauer mehr. Alle rannten zur anderen Fensterseite, sahen den Araki in eine enge Kurve ziehen, die Flügel fast senkrecht und den verfolgenden Jäger, der genau diese Aktion vorweggenommen hatte, schon in der Kurve lag und feuerte, als ihm der Araki förmlich in die Schussbahn flog. Die Geschosse durchlöcherten die Kabinenhaube, ein Gewebe von Rissen durchzog das Plastik. Die Maschine behielt ihren Kurs einige Herzschläge lang bei, dann ging sie in unkontrolliertes Trudeln über und zerbarst in der Bucht. Von

dort wo Polides stand, war ein grimmiges Grunzen der Befriedigung zu hören.

»Schon unheimlich«, sagte jemand, »als ob er gewusst hätte, wie der andere reagiert. Schon vorher. Wirklich ziemlich unheimlich.«

»Ach was«, mischte sich nun Polides Senior ein. »Das ist wie beim Tischtennis. Wenn man genügend Erfahrung hat und den Gegner lesen kann, dann kann man reagieren, bevor der andere überhaupt mit seiner Aktion beginnt.«

Für Worth klang das so, als wollte Polides Senior abwiegeln. Warum auch immer.

»Da ist die weiße 1. Fliegt immer noch«, rief eine Stimme.

»Fliegt nicht nur, holt sogar einen Gegner herunter. He, nicht vergessen mitzuzählen.« Das konnte nur Wilkins gewesen sein. Aber sicher war sich Worth nicht. Sicher war nur, dass der Araki, dem die weiße 1 im Nacken gesessen hatte, sich in seine Einzelteile zerlegte und nicht mehr als Wrack abstürzte, sondern als ein wirbelndes Trümmerfeld.

»Da ist er wieder!«

Der imperiale Jäger schien die Fähigkeit zu besitzen, unsichtbar zu werden. Nun war er wieder da, als ein Araki die Chance auf den Abschuss der Passagiermaschine witterte und sich hinter den Flügel setzen wollte. Der imperiale Jäger fegte heran, die Auspuffstutzen bliesen auf beiden Seiten dicken hellgrauen Qualm heraus, als wären es die Nüstern eines vor Zorn schnaubenden, Feuer speienden Ungeheuers.

»Er ist getroffen«, sagte Worth.

Das Kopfschütteln von Polides konnte er nicht sehen, aber hören. »Nein, das ist nur die schlechte Treibstoffqualität. Die Luftarmee hat nichts Besseres als solche Pampe. Und jetzt fliegt er mit Kampfeinspritzung, um überhaupt in Position zu

kommen.«

Noch während Polides sprach, hatte sich die Jagdmaschine blitzschnell hinter den Araki gesetzt und feuerte. Zwei, drei Sekunden war keine Wirkung erkennbar, dann sprang ein Funke aus der Flügeloberfläche, wurde zur Flamme. Dann, schneller als es die Zuschauer überhaupt registrieren konnten, war der gesamte Rumpf in Flammen gehüllt, glitt zur Seite und zerbrach.

»Die neuesten Maschinen der Araki, habe ich gehört«, sagte Polides. »Enorm schnell und wendig. Aber nur aus Pappe und Leichtholz gebaut. Unsere Flieger müssen die erste Attacke der Araki überstehen, dann können sie ihrerseits diese Pappkartons zerlegen. Keine Panzerung für den Piloten und die Flügeltanks fangen Feuer, wenn nur ein Geschoss durchzieht.«

»Ja, aber die Araki haben zwanzig davon, wo ihr nur einen Jäger habt«, sagte eine Stimme aus der Zuschauerschar.

Polides blickte nicht auf. »Ja«, sagte er nur, »so ist es.«

Dann, nach einigem Zögern: »Scheint so, als hätte ich die Wette gewonnen.«

Ein enttäuschtes Murmeln erklang, als das Flugschiff drehte und die andere Passagiermaschine aus dem Blickfeld geriet. Als sie wieder sichtbar wurde, hatte sie das Fahrwerk ausgefahren und war kurz davor, auf der Landebahn, die sich wie ein Finger in die Bucht hinaus erstreckte, aufzusetzen.

»Eindeutiger Gewinn«, stellte Wilkins neidlos fest. »Gibt 'ne gute Quote. Trotzdem würde ich gerne wissen, wo der Kerl hergekommen ist. Oder ist das so eine neue Technik im I.S.E.A.? So mit Tarnkappe. Und was zum Geier heißt I.S.E.A. denn nun eigentlich. Imperium habe ich ja schon, aber ...«

»Er hatte sich hinter der Passagiermaschine versteckt«, sagte

Polides Senior plötzlich.

»Was?«, riefen mehrere Stimmen.

»Er war hinter oder unter der Passagiermaschine und hat dort gelauert, bis er seine Chance sah«, wiederholte Polides Senior.

»So ein eiskalter Scheißkerl«, tönte Wilkins. »Von wegen *Ritter der Lüfte*. Buschräuber trifft es wohl eher.«

»Mag sein. Aber das Ergebnis zählt. Und das war gut.«

Wilkins brummte eine Antwort und fuhr dann mit einem erschrockenen Schrei zurück. Er war nicht der Einzige, der einen Schritt nach hinten machte, denn plötzlich war das Fenster von einem Jagdflugzeug ausgefüllt, riesig und nah, als würde man vor einem Schaufenster stehen. Der Pilot schob die Schutzbrille hinauf auf die Kappe und löste das Mundstück des Atemgerätes. Abgase und Ölschmauch hatten sich in seinem Gesicht festgesetzt und jede Falte betont, als wäre es Schminke für einen Bühnenauftritt. Die Fluggäste starrten auf diese Gestalt, die sie ihrerseits aus großen, dunklen Augen musterte. Schließlich wurde auch dem Letzten klar, dass dort eine Frau am Steuerknüppel saß.

Die Jagdmaschine flog noch einige Sekunden ganz nah neben dem Flugschiff, die Augen der Pilotin studierten gelassen jede Einzelheit, vielleicht suchten sie auch etwas oder jemandem. Dann kippte die Maschine zur Seite weg, die weiße 1 auf dem Rumpf schimmerte und geriet außer Sicht.

»Mann«, sagte Rodas, »jetzt weiß ich erst, wie sich ein Stück Fleisch fühlen muss, wenn meine Frau einen Sonntagsbraten aussucht.«

»Ja, das war schon ziemlich unheimlich«, wurde ihm bestätigt.

»Jedenfalls ist die Sache nun vorbei«, sagte eine weitere

Stimme. Der Sprecher stand auf der anderen Seite des Abteils, vor sich die Stadt.

»Oh Mann, das sieht nicht gut aus.«

Die Uferfront schien auf den ersten Blick unbeschädigt. Auf den zweiten oder dritten erkannte man eine Fahrbahn der Hochstraße, die wie eine improvisierte Rampe nach unten abgknickt war und auf der unteren Ebene auflag. Weiter unten häuften sich Trümmer, zwischen denen Fahrzeuge, die Räder in der Luft, wie tote Fliegen lagen. In der Fassade eines Hauses klaffte ein großes Loch, aus dem träge schwarze Wolken drangen. Überall zwischen den Hochhäusern stiegen dunkle Rauchsäulen auf und vereinten sich weit oberhalb der Stadt zu einem schwarzen Schirm, der auf Pfeilern zu lasten schien. Einige der engen Straßenschluchten wirkten wie zugeschüttet durch Qualm und Dunst, Blinklichter von Feuerwehren stachen manchmal noch aus dem bräunlichem Brodem hervor. Weiter hinten drängte sich eine Rauchwolke zwischen zwei Hochhäusern hindurch, quoll weiter und weiter und schob sich auf das Wasser hinaus wie ein schwerer, aus einem Ofen überlaufender Teig. Sie wirkte so schwer und massiv, dass Worth nicht verstand, warum sie nicht versank, sondern immer weiter vordrang wie eine unaufhaltsame Lawine mit einem eigenen Willen. War die Stadt vor Kurzem noch wie eine perfekt aufgehende Gleichung erschienen, hatte sich nun alles verändert, lauerte ein Chaos, das mehr bedeutete als eine zerstörte Wand oder eine reparaturbedürftige Straße.

»Hoffentlich ist Ihr Hotel intakt geblieben«, sagte Polides.

»Es sieht fürchterlich aus«, antwortete Antun Worth etwas zerstreut. Er wunderte sich, dass er immer noch sprechen konnte, als wäre das da draußen nie geschehen.

»Es sah schon schlimmer aus. Schneisen von der Uferstraße bis zum Gebirge. Was jetzt so qualmt, sind meistens Brandbomben, die den Asphalt wegbrennen.«

Worth zog die Schultern hoch und verschränkte die Arme. Die innere Kälte, die er verspürte, konnte er damit nicht vermindern.

»Es muss schrecklich sein«, sagte er, halb zu sich selbst. »Jeden Tag mit der Möglichkeit solcher Zerstörung leben zu müssen. Überhaupt dieser Krieg.«

Polides schwieg, er schien nichts gehört zu haben. Dann seufzte er und antwortete: »Das Problem ist, ich weiß nicht einmal, ob mir der Krieg nicht lieber ist als der Friede.«

»Aber jeder Mensch sehnt sich nach Frieden.«

»Vielleicht haben wir diese Sehnsucht verloren.«

»Aber das ist krank.« Das letzte Wort war heraus, bevor Worth es zurückhalten konnte. Er lief rot an und schaute aus den Augenwinkeln auf Polides. Der wirkte ungerührt, schien es jedenfalls nichts als Beleidigung aufzufassen. Trotzdem runzelte er die Stirn, seine Wangenmuskeln arbeiteten.

»Könnte sein«, beschied er dann knapp. »Die Krankheit des I.S.E.A. Aber ich will Ihnen mal was sagen. Ich weiß, was Frieden ist. Ich habe im Ausland gelebt – Vetien, Hervia, Dahlia, Ragosa. Mitten im Frieden. Und wissen Sie was – ich fand es langweilig.«

Er wandte sich Worth zu, der starrte ihn verständnislos an, geradezu verblüfft, als hätte es gerade eben eine ebenso unerwartete wie kuriose Offenbarung gegeben.

»Im Frieden bin ich irgendwer«, fuhr Polides fort. »Aber der Krieg gibt mir eine Bedeutung, verstehen Sie? Ich bin nicht mehr irgendein Individuum unter Millionen anderen. Ich bin ein Soldat des Kaisers. Besser noch, die Radiosendungen

blasen es mir täglich in die Ohren – ich bin ein Krieger des Imperiums, ein Kämpfer, einfach dadurch, dass ich hier in der letzten Stadt bin. Gut, Sie mögen sagen, das wäre Propagandaschwachsinn. Und ich müsste zustimmen. Aber nach einigen Stunden oder wenn man Glück hat, erst nach einigen Tagen, kommen die Bomber der Araki. Und dann ist das plötzlich kein Geschwafel mehr, keine blöde Propaganda irgendwelcher Politiker, die mich manipulieren wollen. Dann hocke ich im Bunker und spüre die Einschläge, und wenn ich wieder an die Oberfläche krieche, dann rieche ich den Rauch und sehe die Zerstörungen. Und spüre, dass ich eine Bedeutung habe. Weil ich noch lebe. Unser Leben hat Bedeutung, weil es gefährdet ist. Und das gilt für alle anderen, egal ob Mann oder Frau, ob weiß, braun, schwarz oder meinetwegen grün mit gelben Streifen. Da gibt es keine Zweifel mehr, kein Herumeiern. Es gibt uns, so verschieden wir sind und es gibt die Feinde. Punkt. Kein Kompromiss, kein Friede. Schwarz oder weiß, ja oder nein, kein Grauwert. Frieden hat Zehntausende von Grauwerten. Ist nicht mein Ding.«

Er schwieg, vielleicht um seinem Gesprächspartner Antun Worth die Möglichkeit zur Antwort zu geben. Aber Worth schwieg ebenfalls, denn er kam sich vor, als hätte er gerade eben das nüchterne, beiläufige Eingeständnis irgendeiner Perversität vernommen – Sex mit der eigenen Tochter oder das Verspeisen von Kleinkindern – und das nahm ihm alle Sicherheit. Weil derjenige, der dieses Geständnis machte, der diese völlig unfassbare Tatsache offenlegte, auf zwei Beinen neben ihm stand und nicht das Gesicht eines Ungeheuers hatte, sondern wirkte wie ein normaler, angenehmer, sogar erfreulich kultivierter Mitmensch.

Worth räusperte sich. »Ich denke«, begann er. »Ich meine ...«
»Ohne unhöflich sein zu wollen«, fuhr Polides dazwischen,
»Sie meinen. Ich weiß. Ich weiß beispielsweise, dass das I.S.E.A. auseinander platzen würde, wenn es den Feind nicht gäbe, der uns zur Einheit zwingt. Ein Bürgerkrieg wäre unvermeidlich.«

»Also schon wieder Krieg? Oder immer noch?«

»Den scheinen wir in uns zu tragen.«

Polides steckte die Hände in die Hosentaschen und wippte auf den Zehenspitzen.

»Ich habe mich auch manchmal gefragt, wie das wäre«, sagte er dann leise. »Ich meine, wie ich wäre, wenn ich im Frieden aufgewachsen wäre. Keine patriotischen Kinderlieder, keine Kindertheateraufführungen, wo auf der Bühne kleine Holzgewehre geschwungen werden. Keine Kampfübungen in der siebten Stunde, wenn man mit dem Bajonett Strohsäcke durchlöchert. Schulhofprügeleien gab es bei uns nie. Das erledigten wir bei den Nahkampfübungen unter Aufsicht, außerdem gab es vielleicht Blödmänner, aber nie Feinde oder echte Gegner, denn die Feinde sind ja die Araki. Oder einfach abends einschlafen, ohne Angst, dass dich deine Mutter aufweckt, weil alle sofort in die Bunker müssen. Oder mit Freunden durch die Stadt zu bummeln, ohne den ständigen Gedanken im Hinterkopf, dass dir vielleicht im nächsten Moment eine Bombe um die Ohren fliegt, weil ein Attentäter in der Nähe steht.«

»Klingt heftig. Aber auch irgendwie ...«

»Irgendwie was?«

»Na ja, ich hatte als kleiner Junge nie ein Spielzeuggewehr. Meine Mutter hätte einen Anfall gekriegt. Also musste ich mir bei unseren Spielen eins ausleihen. Ein Riegel Schokolade

pro Tag hat mich das gekostet. Wir sprachen darüber, dass im I.S.E.A. die Kinder richtige Waffen und richtige Munition hatten. War für uns irgendwie ein Traum.«

»Für uns nicht. Aber ich stelle mich manchmal vor den Spiegel und frage mich: *Hat dich der Krieg zu einem Monster gemacht?* Oder wäre ich vielleicht im Frieden auch ein Ungeheuer? Und der Krieg ist meine faule Ausrede? So frei nach dem Motto: Die anderen zwingen mich dazu, ein Drecksack zu sein.«

Polides grinste zu Worth hinüber. »Schon seltsam. Als ob man mit einem Zwilling leben würde, der alles besser kann und alles besser macht. Und man fragt sich, ob man nicht zufälligerweise der andere sein könnte.«

»Und ein Sieg? Ich meine, was ist, wenn das I.S.E.A. die Araki besiegt? Endgültig.«

Polides schwieg wieder, dann grinste er. »Gütiger Himmel, das wäre wirklich peinlich.«

»Weil niemand mehr ernsthaft daran glaubt.«

»Weil wir viel zu beschäftigt sind, zu überleben, um über so etwas nachzudenken. Abgesehen davon, wir werden siegen. Irgendwann.«

Das Flugschiff änderte leicht den Kurs. Da war der Flugschiffhafen und dahinter der Kriegshafen mit einem Wald von Masten, Kränen, Türmen, Trockendocks, den Höhlenöffnungen von U-Schiff-Bunkern, Werfthallen und Antennen. Auch hier erhob sich die steingraue Flanke des Gebirges. Die ganze Stadt wirkte nun, als hätte ein Kind seine Modelle auf der Sitzfläche eines hohen Lehnstuhles aufgebaut.

»In einigen Minuten werden wir landen«, stellte Polides fest. Er zwinkerte Worth zu und deutete mit dem Kinn in Richtung auf Wilkins, der schon wieder an der Bar saß.

»Das I bei I.S.E.A. bedeutet *Irrenhaus*. Aber verraten Sie das dem Typen nicht.«

Worth stellte fest, dass er sich wieder völlig nüchtern fühlte. Fraglich allerdings, ob dieser Zustand vorteilhaft war. Im Grunde fühlte sich Worth sogar mehr als nüchtern, als hätte die letzte Stunde irgendetwas in seinem Bewusstsein weggebrannt. Der Barman war knapp am Rande des Zusammenbruchs. Jetzt, nachdem alles vorbei war, brach die Aufregung aus den Fluggästen heraus. Vor allem die Herren - oder wohl nun eher die Männer - wirkten so, als wären sie eben Zeugen eines ausgesprochen spannenden Faustkampfes, Autorennens oder Stierkampfes geworden, dessen Dynamik und Gefahr in sie eingedrungen wäre. Jeder redete lauter, jeder hatte etwas und noch ein wenig mehr zum Gespräch beizutragen. Auch der müdeste Witz durfte sich hervorwagen und wurde belacht. Worth stellte sich ganz an den Rand des Tresens. Bis er hier bedient wurde, konnte es noch dauern und er hatte Zeit, sich seine Bestellung zu überlegen. Angesichts der völlig aufgedrehten Stimmung ließ er sich die Worte von Polides durch den Kopf gehen. Manchmal kam er an den Rand des Verstehens. Und wich dann zurück, wie vor dem Rand einer steilen Klippe.

»Das da«, irgendwer deutete mit leicht schwankendem Zeigefinger, passend zu seiner schweren Zunge, auf die Uferfront der Stadt. »Das da hat noch zwei Jahre. Maximal.«

Von allen Seiten kam zustimmendes oder verneinendes Gemurmel.

»Warum ich das genau weiß?«, trumpfte der Sprecher auf.

»Weil meine Schwägerin Vorstandssekretärin der Lodos-Versicherungsgesellschaft ist. Die machen Risikoanalysen. Haben sich noch nie getäuscht. Und die sagen: In sechs

Monaten oder spätestens in zwei Jahren ist das hier fort. Futschikato. I.S.E.A. kaputt. Da können Sie drauf wetten.«

»Und keine Geschäfte mehr«, bedauerte einer.

»Vor allem sind wir dann als Nächstes fällig«, grummelte Rodas. Wieder erhob sich ein Schwall von Stimmen, diesmal im allgemeinen Ton des Widerspruchs.

»Sie glauben doch wohl nicht, dass die Araki satt sind, wenn sie ihren Lieblingsfeind der letzten fünfhundert Jahre in den Staub gestampft haben? Die können doch gar nicht anders als weiterzumachen, um alle Welt mit den Erkenntnissen ihres Sehers zu beglücken.«

»Nun ja«, meldete sich eine betrunkene Stimme, »hätte ich kein Problem mit, meine Alte zu steinigen, die jetzt vermutlich gerade mit unserem Nachbarn in die Kiste steigt.«

»Aber du könntest dir nach deinen Treffern keinen guten Schluck mehr gönnen.«

»Mist! Auch wahr. Dann soll sie meinethalben mit dem Nachbarn weitermachen.«

»Meine Leber würde schon vor Langeweile schrumpfen«, meldete sich Wilkins. »Und überhaupt, gibt es irgendwas, was Spaß macht und was die Araki nicht verbieten?«

»Was Spaß macht, lenkt von dem Ungesagten ab«, antwortete der langnasige Brillenträger, der von seiner Reise in das Reich der Araki berichtet hatte.

»Erst hopsgehen, dann Spaß haben, das ist deren Devise.«

»Überzeugt mich nicht.«

»Das Problem ist wohl, dass Sie nicht gefragt werden«, meldete sich die dunklere Stimme von Polides Senior.

»Vielleicht ist das ja kein Problem«, widersprach sein Sohn.

»Ich meine, wenn bei uns irgendwer irgendeine Idee hat oder einen Vorschlag, dann kommen sofort tausend Leute, die den

üblichen Senf dazu abgeben – ungerecht, zu teuer, zu billig, verpestet die Luft, ist ungesund, kollidiert mit den Geboten des Glaubens, diskriminiert irgendeine Hautfarbe, macht sich über irgendeine Provinz lächerlich, beleidigt irgendeine Sekte. Und dann redet jeder darüber, die Zeitungen walzen das aus, im Radio kauen sie dir die Ohren ab, die üblichen Verdächtigen machen große Diskussionsrunden vor zehntausend Zuschauern in einem Theater. Und am Schluss weiß eigentlich keiner mehr, wie die Sache angefangen hat und alles verpufft im Nichts.«

»Oder Klerus, Militär oder Politik drücken irgendwas durch, weil sie das Kriegerrecht dazu berechtigt.«

»Ja und dann stimmt das Parlament ab und kann alles wieder rückgängig machen.«

Polides stand wieder neben Worth, der beim Zuhören seine Bestellung vergessen hatte.

»Ich sagte doch, I. steht für Irrenhaus«, flüsterte Polides.

»Ja und gegenüber all diesem blöden Durcheinander wedeln die Araki mit den 33 Sätzen ihres Künders«, meldete sich wieder Rodas zu Wort. »Und die berühmten vier Forderungen. Wie war das? *Gehorchen, Glauben, Kämpfen, Bekennen*. Zweimal in der Woche gemeinsames zu Boden Werfen und schon bist du der frömmste Araki von allen. Muss man sich mal vorstellen. 33 Sätze, in denen alles enthalten ist, was das Leben, den Staat und all diesen Kram angeht. Einschließlich der korrekten Art, wie man sein Hinterteil säubert, wenn man Nummer zwei erledigt hat. Ist doch irgendwie genial.«

»Wissen Sie was, Rodas, ich müsste nicht im I.S.E.A. Klinken putzen, wenn da nicht ein Bekannter mit einem genialen Plan gekommen wäre. Devisengeschäfte. Hat er mir genau erklärt.

Genial einfach. Leuchtete mir sofort ein. Und ich kratze alle Moneten zusammen und steige in das Geschäft ein. Habe schon Sorge, wie ich meine Millionen überhaupt ausgeben soll. Und dann kam eine kleine unvorhergesehene politische Änderung und ich stand blank da. Alles futsch. Soviel zu den einfachen Dingen, meine Herren. Die Welt ist nicht einfach. Sie ist verdammt kompliziert. Fragen Sie Ihre Frau, die ist nämlich selbst ein Beispiel dafür.«

»Das könnte erklären, warum die Araki nicht viel von ihren Frauen halten.«

In das Gelächter hinein trat die Flugbegleiterin und griff nach dem Mikrofon. Ihr Lächeln wurde von Worth irgendwo zwischen säuerlich und geschmeichelt eingestuft. Also ein perfektes Beispiel dafür, wie kompliziert alles war.

Bevor die Durchsage kam, begann das Flugschiff schon an Höhe zu verlieren. Dann ertönten Schreie, weil ein Jagdflugzeug von der Seite kam, einkurvte und auf die Maschine feuerte. Der Jäger raste direkt über dem Dach vorbei, Öltropfen aus einer beschädigten Hydraulikleitung zogen sich wie eine Naht über das Fenster.

»Das ist der Kerl, der sich hinter der Passagiermaschine versteckt hatte. Dieser Buschräuber. Jetzt sind wir dran!« Wilkins' Stimme überschlug sich vor Panik.

»Ach was«, beruhigte Polides. »Wenn der uns abschießen wollte, hätte er auch getroffen. Da ist er wieder.« Die ganze Gruppe stolperte Richtung Bug, stellte sich auf die Sessel und schaute durch die schmale Scheibe zur Pilotenkanzel. Die Jagdmaschine flog jetzt neben der Kanzel, man konnte den Piloten gestikulieren sehen. Dann drehte er scharf ab und auch das Flugschiff brach seinen Landeanflug ab und wendete.

Die Flugbegleiterin verschwand und kam kurz darauf zurück. »Trümmer im Landebereich«, erklärte sie. Wieder versammelten sich alle an der einen Seite des Panoramafensters.

»Ja, jetzt haben diese Genies da unten das auch schon gemerkt«, sagte die Flugbegleiterin, die überraschenderweise neben Antun Worth stand. Sie schob ihre Schulter an seiner vorbei und zeigte auf den Flugschiffhafen mit seinen Anlegestegen, dem lang gestreckten Empfangsgebäude und den klotzigen Betonbunkern, die den Flugschiffen Schutz bieten sollten. Vor dem Gebäude erhob sich ein hoher Mast. Dort erlosch ein grünes Licht, wurde durch ein gelbes ersetzt und dann schienen nebeneinander zwei rote Lichter, die in hektischem Wechsel verloschen und grell leuchteten.

»Wir hätten jetzt schon längst gewassert«, hörte Worth neben sich. In der Stimme lag Unsicherheit. »Immerhin kommen die da unten jetzt in die Hufe.«

Zwei Motorboote lösten sich vom Kai und fuhren mit weißem Kielwasser in den Landebereich. Dort suchten sie im Zickzack die Oberfläche ab, manchmal hielten sie an und Trümmerteile wurden ins Boot geworfen. Dann umkreisten sie eine Stelle, die Männer beugten sich über die Reling und griffen ins Wasser. Schließlich wurden Blinkzeichen gegeben und nach einer Weile rauschte vom Frachthafen ein Schlepper heran. Nach einigen weiteren Minuten, in denen das Flugschiff enge Kreise zog und die meisten Beobachter wie bei einem Gesellschaftsspiel immer wieder von einer Seite zur anderen wechselten und dabei ihre vollen Gläser balancierten – der Barmann hatte *Letzte Bestellungen jetzt!* gerufen –, zog der Schlepper an. Aus dem Wasser tauchte der fast vollständige Rumpf eines Bombers auf, der direkt unter

der Oberfläche gedümpelt hatte. Unsichtbar, weil das Wasser der Bucht wenig sauber war.

Die Flugbegleiterin hielt sich an Worths Schulter fest, dann ging sie mit steifen Schritten zur Bar. »Benni, tu mir mal einen, das brauche ich jetzt«, erklärte sie. Worth brauchte zwar keinen Alkohol, nutzte aber dennoch die Chance, sich neben die Frau zu stellen.

»Ich bin noch im Dienst. Da herrscht strenges Alkoholverbot«, erklärte sie ernst, die Nase über ihrem Cognacglas.

»Ist mir im Moment aber schnurz. Wenn der Pilot in dem Jäger uns nicht gewarnt hätte, dann wären wir bei der Landung voll auf dieses Trumm gerauscht.«

»Das hätte gerappelt«, versuchte sich Worth.

»Es hätte uns zerlegt«, flüsterte sie und kippte den Rest der braunen Flüssigkeit. »Mit diesem Schiff und seiner Landegeschwindigkeit und mit dem Bomber unter Wasser – Überlebenswahrscheinlichkeit null. Huh, das hat gut getan.«

Sie lächelte Worth an, richtete ihr Hütchen und trat zum Mikrofon.

»Wie Sie sehen, haben wir nun grünes Licht. Bitte nehmen Sie in den äußeren Sitzreihen Platz und drehen Sie Ihre Sessel mit dem Rücken zur Flugrichtung. Bevor Sie aufstehen, warten Sie bitte, bis wir festgemacht haben. Die Fluggesellschaft dankt, dass Sie uns Ihr Vertrauen geschenkt haben, und hofft, dass Sie einen angenehmen Flug hatten.«

»Jedenfalls keinen langweiligen«, rief eine Stimme.

Antun Worth setzte sich, drehte den Sessel und blockierte ihn mit einem Hebel. Das Flugschiff glitt abwärts, das Wasser kam schnell näher, und bevor Worth Gelegenheit hatte, sich zu sorgen, spürte er die Verzögerung, mit der der Rumpf eintauchte und durch das Wasser schnitt. Die Geräusche ver-

änderten sich, Wellen rauschten am Rumpf entlang. Mit sanftem Schaukeln näherte sich die Maschine dem Anlegeplatz. Die Mannschaften standen bereit. Worth fand es seltsam, die Welt jetzt aus dieser Perspektive zu sehen, nur wenige Meter über dem Boden, wo er sich doch inzwischen schon an den einen oder die zwei Kilometer Höhe gewöhnt hatte.

Irgendetwas sollte ihm als Abschied von der Flugbegleiterin einfallen. Aber er wusste schon jetzt, dass er entweder nuscheln oder irgendeinen peinlich hölzernen Satz herausbringen würde, gerne auch beides in Kombination.

Immerhin schaffte er es, so lange in seiner Tasche zu suchen – oder zumindest so zu tun – dass er als Letzter die Wendeltreppe aus dem Panoramaabteil zum Ausstieg hinunterging. Da stand sie und lächelte routiniert die aussteigenden Passagiere nach draußen.

»Sie werden mich doch nicht verpfeifen. Wegen dem Cognac«, sagte sie überraschend.

»Mmh«, machte Antun Worth, was ihm als guter Kompromiss zwischen allen anderen Möglichkeiten erschien.

»Klingt nach Erpressung«, sagte sie. Worth entdeckte erst jetzt, dass sie ein Namensschild trug, konnte es aber nicht lesen, weil er ihr keinesfalls auf die linke Brust starren wollte. Obwohl er es, streng genommen, sehr wohl wollte und sich der Versuch auch lohnen würde.

»Mmh«, sagte er dann, was ihm dämlich vorkam, aber geheimnisvoll wirken sollte.

Sie runzelte die Brauen und versuchte sich an einem halben Lächeln, dem inzwischen die Professionalität fehlte.

»Sie legen es also darauf an, einem Mädchen Schwierigkeiten zu bereiten, junger Mann!?«

»Mmmmh!«

»Verstehe. Es gibt also Verhandlungsspielraum?«

»Mmh.«

»Klingt wie ein anständiges Angebot. Wir fliegen erst morgen nachmittags wieder ab. Und nach diesem Feuerzauber wird in den nächsten Tag nichts passieren. Darf ich einen Vorschlag machen?«

»Mmmmhhh!!!!!!«

Antun Worth trug die ganze Zeit, während er auf das Ausladen des Gepäcks wartete und die Einreiseformalitäten über sich ergehen ließ, ein beseligtes Lächeln im Gesicht. Selbst als der Beamte misstrauisch einen zweiten Blick zwischen miesepetrigem Ausweisfoto und lächelndem Original pendeln ließ, änderte Worth nichts an seiner Mimik.

Er trat aus dem Hafengebäude und schaute sich um. In der Luft lag ein Geruch von Abgasen, Salzwasser und Rauch. Und Abenteuer. Irgendwie aufregend. Von der anderen Straßenseite winkte ihm Polides Junior zu.

»Willkommen im Irrenhaus. Kommen Sie, wir können Sie ein Stück im Taxi mitnehmen.«